

Stern der Neger.

Katholische Missions-Zeitschrift.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“. • •
Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frs.

Nr. 6.

Juni 1903.

VI. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
Missions-Lotterie	161	Verschiedenes: Das Fest des hl. Angelus in unserem Missionshause. — St. Petrus Klaver-Sodalität.	190
Jahresversammlung des Marien-Vereins für Afrika	162	Gebetsanhörungen und Empfehlungen	191
Von Ouderman nach Lull	168		
Von Kairo nach Chartum	174	Abbildungen:	
Aus dem Missionsleben: Ein Speisewirt als Apostel. — Ein Greis als Missionär.	176	Gott segne unsere Wohlthäter. — Wohnung euro- päischer Kolonisten in Afrika. — Das Nilfyrd. — Neger im Boote. — Der Löwe. — Dr. Johannes Chrysothomus Mitternugner †. — Johann Baptist de la Salle. — Herz Jesu.	
Dr. J. Chr. Wittlerhauer †	177		
Am Martenspfahl	179		
Der hl. Johannes Baptist de la Salle	184		
Zum hhl. Herzen Jesu	188		
Das hhl. Herz Jesu in den christl. Familien	189		

Missionshaus Mühlau bei Brixen (Tirol).

L. Sch. in O., Tirol. Wir bitten um freundliche Angabe der Bestimmung des gesandten Betrages.

J. M. in St. G., Salzburg. Wir bitten um freundliche Bestimmung des Geldes.

J. U. in S., Vorarlberg. Wollen Sie uns gütigst mitteilen, ob der eingesandte Betrag für Lose ist.

J. K. in L., Vorarlberg. Die Angabe der Nummer ist nicht notwendig. Herzliches Vergelt's Gott! für das Gesandte.

H. Sch. in T., Istrien. Der in Nr. 5 beige-fügte Post-Check sollte zur allenfalligen Bestellung auf Lotterielose dienen.

Korrespondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 23. April bis 3. Juni 1903.)

Unsern geehrten Abonnenten zur gefl. Kenntnisnahme, daß wir der Einfachheit halber milde Gaben zc. für unser Missionshaus nur mehr an dieser Stelle quittieren werden.

Für das Missionshaus:		Kronen	Kronen
Georg Both, Eschbach	7.02	J. B. Ordinariat, Brixen	400.—
Joh. Ferer, Lappach	1.—	Rosa Böhl, St. Leonhard i. P.	2.—
J. Ostermann, Sterzing	31.—	Josef Riffesser, Altarbauer, St. Ulrich i. Gr.	1.—
J. B. Crazzolara, St. Cassian	9.—	J. Fischnaller, Schwarz, durch Fideles	
Josef Fallmerayer, St. Andrä	10.—	Maister, Schwarz	400.—
Josefa Gschnell, Kaltern	5.—	Ungenannt, Grieskirchen	10.—
Peter Leitner, Sterzing	3.—	M. Joas, Bierbach bei Innichen	2.—
Joh. Kreml, Lustenau (N. G.)	1.—	Fr. Mair, Pfarrer, Grafendorf bei Lienz	5.—
Joh. Nowotny, Salzburg	1.—	A. Lintner, Dekan, Kastelruth	100.—
Ferd. Schrottbauer, Ritzhof	2.—	Franz Insam, St. Ulrich in Gröden	20.—
Marien-Verein, Wien	50.—	Johann Meßner, Villnös	2.—
Aus Tirol	540.73	Notburga Haller, Moos bei St. Leonhard i. P.	2.—
Leonhard Schneider, Kooperator, Dlang	10.—	Ungenannt, Durnholz bei Sarnthein	6.—
Joh. Happacher, Benef., Kössen	1.—	Pfarramt St. Martin in Passeier, von	
Karl Pircher, Kössen	1.—	einer Wohltäterin	20.—
R. Niedelsperger, Bischofshofen	10.—	Henriette Kerchnave, Aigen	7.—
Anna Raß, Bezau	5.—	Antoniusbrot aus Wien	3.50
Elisabeth Jochum, Bezau	5.—	Valentin Luckert, Pfarrer, Westheim	1.90
Maria Moltinger, Krispl	1.75	Ungenannt	3.—
F. Gatt, Benefiziat, Brixen	1.—		
A. Pfeifer, Paris	6.67	Mois Schmid, St. Marein a. P. sandte Bücher.	
Andreas Bieringer, Furth bei Tristern	58.55	Peter Leitner, St. Johann i. T. sandte Bücher.	
Dr. Theodor Friedle, f. b. Kanzler, Brixen	40.—	Ignaz Markowich, Pfarrer, St. Peter bei Rennweg	
Eduard Köll, Kooperator, Latfons	3.—	sandte größere Partie Kirchenväter.	
Monsignore C. Friedrich, Wien	10.—	Johann Godec, Pfarrer, Lipoglav sandte Bücher.	
Mittermair, Brixen	1.—	Paramenten-Verein Innsbruck sandte ein Messkleid	
Maria Reschauer, Lienz	1.—	nebst Zubehör für P. Josef Ohrwalder.	
Geschwister Penayer, Mittersill	1.—	Fr. Langer, Innsbruck, sandte 8 Kirchenkerzen.	
Aus Ötztal	2.—	Ferdinand Tschörner, Dechant, Bullendorf, Böhmen,	
Pfarramt Böls am Schlern	6.—	sandte Bücher.	
Maria von Buol, Kaltern	3.—	Juzilia Hartl, Hallein, sandte Bücher.	
Ungenannt, St. Pölten	200.—	Josefine Gitterle, Lienz, sandte Bücher.	
Ungenannt, Villnös	5.—		
Josef Bitscheider, Dekan in R., Campill	7.—		
Martin Günther, St. Martin bei Lofer	20.—	Für heilige Messen:	
Ungenannt, Wilten	10.—	Georg Both, Eschbach	4.68
Ungenannt, Köln	4.69	Eva Nakowitsch, Breitensee	2.—
Ungenannt, Kesseling	7.03	Josef Gatscher, Terlan	3.—
Johann Zangerle, Naturns	2.—	Ungenannt	11.64
Wenzel Beza, Unterlangendorf	12.—	Moosmeier, Rottweil	23.28
Johann Moser, Marling	1.—	Baronin M. Nagel, Vornholz	42.12
Johann Schweighofer, Abtenau	3.—	Wilhelm Dünner, Rektor, Krefeld	63.18
Ungenannt, Mals	10.—	Franz Christanell, Innsbruck	10.—
Ferdinand Huber, Eis	2.—	Christine Ben, Bonn	46.84
Sebastian Obleitner, Hall in Tirol	5.—	C. Fröhlich, Ahweiler	8.20
Johann Marböck, Weistrach	4.—	H. Neher, Kaplan, Deggingen	46.84
		Maria Waldner, Bent	3.—

Monsignore Anton Schöpfleuthner, Kanonikus, Wien	100.—
Anton Oberjacobser	2.—
Marie Edle von Urbas, Wien	10.—
Kr. Prugger, St. Leonhard, Passeier	5.—
H. Neher, Kaplan, Deggingen	46.86
Lina Ranper, Fehring	2.—
Ungenannt, Villnös	2.20
Aus Köln	9.37
Magdalena Breitwieser, Grieskirchen	9.—
M. A. Willerscheid, Kesseling	11.72

N. Steinfellner, Weistrach	6.—
H. Deuttl, Pfarrer, St. Peter b. N.	12.—
H. Neher, Kaplan, Deggingen	46.82
Engelbert Göbteiger, Triftern	11.70
Vinzenz Spiegl, Inzing	10.—
Aus Maria-Trost bei Graz	100.—
Anna Rusch, Dornbirn	2.50
Aus Goldegg	2.—
Franz Jurica, Fachlehrer, Fühl	4.—
Gräfin Sophie Merveldt, Freudenhorst	7.03
Ungenannt	3.—

Allen unseren Wohltätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott“ und bitten um weitere Unterstützung dieses Missionshauses.

Effekten für unsere Lotterie sandten ein:

Stefan Unterguggenberger, Luggau. 2 Kronen.
Durch **Josef Baur, Dekan, Lienz.** Goldene Damenuhr in Etui, goldenes Armband.

Antonia Roeggla, Kaltern. Silberkette, silberner Serviettenring, goldene Ohrringe, sechs Haarpfeile, zwei Kronen.

Ungenannt. Nähetui mit Scheere, Fingerhut, Nadelbüchse usw. von echtem Gold, Wert 120 Kronen, goldene Brosche, 1 Paar goldene Ohrgehänge, ein goldenes Medaillon, Damenkettchen, 5 Medaillons, 4 Broschen, seidenes Halstuch, Kautschuschachtel mit chinesischer Malerei.

Ungenannt, Salzburg. 4 Kronen.

Josef Ostermann, Sterzing. Stehkrucifix.

Ihre kaiserliche Hoheit Erzherzogin Maria Theresia. Wertvolles Schmuckkästchen, Etagere mit eingelegter Schnitzerei.

Ungenannt. 7 Gebetbücher, 9 Wachsstöcke, 14 Sacktücher, 2 Handtücher, 2 Halstücher, 1 Paar Pulswärmer, Bilder.

R. H. Lustenau. 1 Krone.

Chr. Kr., Lustenau. 7 Broschen, Haarpfeil, 2 Paar Kinderschuhe, 4 verschiedene, neue Kleidungsstücke.

Wilhelm Hofmayr, Fürstenzell. Silberne Uhr mit Kette und Etui.

Michael Stadler, Direktor, Sarns bei Brixen. Muttergottesstatue „Andenken an Trens“, Bilder.

Ihre k. Hoheit, Adalgunde, Herzogin von Modena. 20 Kronen.

Maria Perkmann, Niederndorf. Photographie-ständler, 5 Kronen.

Ungenannt, Kaltern. 2 ascetische Bücher, 2 Weihwasserkrüssel, 3 Haarpfeile.

Michael Eichholzer, Winklern. Spirituskocher.

Anna Rühl, Winklern. Rissenüberzug.

Ungenannt, St. Ulrich in Gröden. Geschnitztes Krucifix.

Mittermayr, Brixen. 10 Kronen.

Kreszenz Prugger, St. Leonhard im Passeier. Photographiealbum, 2 Kronen.

J. Tinkhauser, Pfarrer, Mauls bei Sterzing. Prachtwerk: M. di S. Callisto: „Die Wunder der Kirche, der Katakomben und Märtyrer“.

Schwester Konstantia Zobl, Oberin, Fulpmes. 2 Kronen.

Ungenannt aus Haag, Nieder-Österreich. 2 Paar goldene Ohrringe, 2 goldene Siegelringe.

Ungenannt, Grieskirchen. Gestickter Hausseggen mit elegantem Holzrahmen, 2 Rosenkränze.

W. Hofmayr, Fürstenzell. Album: „Der Leidensweg unseres Herrn“.

A. Hornschild, Wien. 3 Kronen.

Stephan Unterguggenberger, Luggau. 5 Kr.

Dr. Emmanuel von Schoebel, Bischof von Leitmeritz. 6 Kronen.

Adelheid Gitschthaler, Rufstein. Zum Ankauf eines Gewinnstgegenstandes 20 Kronen.

Alfred Kirchberger, Kaufmann, Brixen. Drei Zuckerrüte.

Antonia Joerg, Innsbruck. Kamm-Garnitur mit Etui, Schreibzeug, „Herz-Jesu-Buch“ von Patiß, 2 Gebetbücher, 9 andere Bücher.

Franz Schweiger, Rufstein. Uhrkette.

Josef Klotz, Inzing. 16 Bände Konrad von Volanden's Werke. — Wesseler „Reiseerinnerungen aus Palästina“. — „Vinzenz Caffer, Fürstbischof von Brixen“, Leben und Wirken. — Dr. Rody „Die katholische Bewegung“. — „Leobuch“ von A. de Waal. — „Piusbuch“ von F. Hülskamp. — „Johanna d' Arc's Maientage“ von M. Greiffenstein. — 4 Bücher der Leogessellschaft.

Julie Pirchner, St. Jakob in Ahrn. Goldene Brosche, 2 Broschen, Blumenstrauß von Draht mit 1 Krone, 3 Halschnüre, Uhrschnur.

Josefine, Gräfin Czernin, Wien. 20 Kronen.

Johann Lechleitner, Häselgehr. 6 Kronen.

Vinzenz Spiegl, Inzing. 10 Kronen.

Filomena Messner, Villnös. 2 Bände christlich-pädagogische Blätter, 8 Bände Brixener Kirchenblatt.

Ein Theolog in Brixen. „Rätselschatz“.

Ungenannt, Brixen. Ampelträger.

Theresia Springer, Linz. 10 Kronen.

Witwe H. Barbian, Rheydt. 3 M.—3.51 Kr.

Wilhelm Hofmayr, Fürstenzell. Reliquienkreuz,

2 Silbermünzen.

Zázilia Hartl, Hallein. Brotkorb, Lichtbild, Kaffeeservice, Porzellanbecher, geschnitzte Wandtasche.

H. Mittermayr, Brixen. Damenhut, Damenjaquet, 2 Wachsstöcke, Silbermünze als Brosche.

Silber:isen, Fürstenzell. Silberne Nieselhaube.

H. H. Brixen. 4 Broschüren: „Die größten Brandkatastrophen Borarlbergs in unserm Jahrtausend.“

P. Bernard Grüner, Lambach. Wanduhr. — Stehspiegel. — Geschnitztes Holzkruzifix. — Steh-kruzifix. — Kronleuchter. — Likörservice. — Kaffeeservice. — Kaffeemaschine. — Ledertasche. — Lampenteller. — Muttergottesstatuette. — Statue U. L. Fr. von Lourdes. — Theefanne. — Kirchenleuchter.

— Hängekorb von Perlen. — Sennbehälter, Thermometer. — Handkoffer. — Goldener Ring. — Goldenes Halskreuz. — Goldene Brosche. — Zwei Paar goldene Ohrringe. — Halskette. — 3 Broschen. — 7 Ringe. — 1 Paar Ohrringe. — 2 Paar Manschettenknöpfe. — Silbermünze. — 2 Schirme. — Geschnitzter Christus an der Geißelsäule unter Glas. — Wandkreuz mit Weihwasserbehälter. — Mariazeller Gnadenbild mit Weihwasserbehälter. — 2 Salz- und Pfeffergefäße. — Kaffeebüchse. — 2 Likörflaschen. — 3 Aschenbecher. — 2 Weihwasserbehälter. — 2 Vasen. — 3 Kruzifixe. — 2 Lampen. — 2 Briefbeschwerer. — 2 Gewürzbüchsen. — 6 Gebetbücher. — 3 Bände „Ave Maria“. — 2 Holzteller. — Wiegemeßer. — 2 Reisemützen. — Hose. — Haarpfeil. — Strümpfe. — Bilder. — Metallknöpfe. — 22 Kronen.

Rosa Pichler, St. Martin in Passeier. 2 Kr.

Theresia Weilhartner, Ried i. J. 7 Kronen.

Soeben erschienen und wärmstens empfohlen:

Aus dem Schatze der Erinnerungen
eines glücklichen Menschen.

Eine Autobiographie des Hochwürdigen Herrn

Dr. Johannes Chrysostomus Mitterrutzner

veröffentlicht und ergänzt von *Eduard Jochum*,

Chorherr von Neustift und Gymnasial-Professor in Brixen. — Mit Bild.

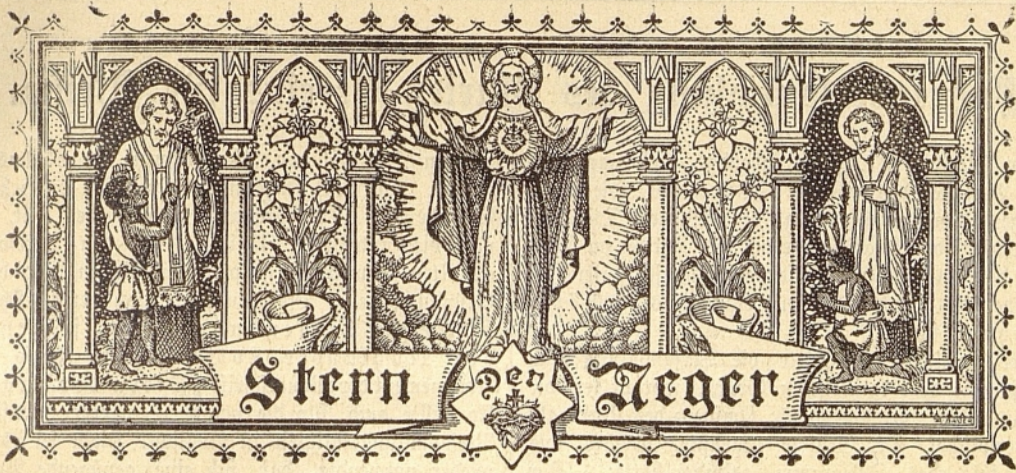
Brixen 1903. Druck und Verlag von A. Weger.

Preis 1 Krone.

*

Preis 1 Krone.

Brave, gesunde Jünglinge im Alter von 20—34 Jahren, welche
Beruf zum Ordens- und Missionsstande als Laienbrüder haben,
wollen sich behufs Aufnahme vertrauensvoll an die Vorstehung
des Missionshauses der Söhne des hl. Herzens Jesu in Mühlbad,
Post Brixen in Tirol, wenden.



Katholische Missions-Zeitschrift.

Nr. 6.

Juni 1903.

VI. Jahrg.

↳ Missions-Lotterie ↳

zugunsten unseres armen, mit Schulden bedeckten und ausschließlich auf milde Gaben angewiesenen Missionshauses für die Mission in Zentral-Afrika.

↳ Preis jedes Loses 1 Krone. ↳

25.000 Gewinste im Gesamtwert von 200.000 Kronen.

Ziehung am 15. Dezember 1903.

Die Lose sind da! Wir bitten herzlich unsere Leser, recht bald Lose bei uns zu kaufen, je mehr, desto besser. Zur kostenlosen Einsendung des Betrages kann man sich des der letzten Nummer beigelegenen Postcheks bedienen. Auf Wunsch senden wir gerne solche Postcheks, auch mehrere, zu.

Außerdem bitten wir herzlich, um die Ausgabegaben für Anschaffung der noch fehlenden Gewinste zu ersparen, uns weitere Effekten, als Gold- und Silbersachen, Uhren, Möbel, Luxus- und Gebrauchsgegenstände usw. zu schenken. Alles, was Geldwert hat, ist brauchbar und willkommen. Um des hlst. Herzens Jesu willen bitten wir, dieses für unser Missionshaus so wichtige Lotterie-Unternehmen auf diese zweifache Weise, nämlich durch Abnahme von Losen und Schenkung von Effekten zu fördern. Irdischen und himmlischen Gotteslohn erleben allen Wohl-

tätern die dankbaren Söhne des hlst. Herzens für die Mission von Zentralafrika.

Wie wir bereits früher bemerkt haben, hat die hochverehrte Generalleiterin der St. Petrus Klaver-Sodalität, Frau Gräfin Maria Theresia Ledochowska, sich sehr gerne bereit erklärt, in ihren Niederlassungen und Filialen Effekten für unsere Lotterie entgegenzunehmen und uns zu vermitteln.

Wir bitten also unsere Leser, Effekten oder Geldbeiträge für unsere Lotterie recht bald entweder direkt an unser Missionshaus in Mähland bei Bräun, Tirol, zu senden oder an eine der nachbenannten Adressen der St. Petrus Klaver-Sodalität: Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12. — Wien I, Bäckerstraße 20. — Triest, via Sanità 9. — Innsbruck, Universitätsstraße 3. — Krakau, Starowislna 3. Prag VI, 33. — Bozen, Obstmarkt 16, II. Stock

Jahresversammlung des Marien-Vereins für Afrika.

Am Montag, 27. April, abends, fand nach dem Berichte des Wiener „Vaterland“ die diesjährige Jahresversammlung des Wiener Diözesan-Ausschusses des Marien-Vereins für Afrika im Festsaale des katholischen Gesellenvereinshauses unter dem Voritze des hochw. Herrn Kanonikus Schöpfleuthner statt.

Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung nach 7 Uhr mit dem katholischen Gruße, worauf er die Versammelten im Namen Sr. Eminenz des Kardinals Fürsterzbischof Dr. Gruscha begrüßte, welcher aus Arco folgendes Telegramm gefendet hatte: „Zur heutigen Versammlung des Marien-Vereines für Afrika sende ich allen meinen oberhirtlichen Segensgruß. Kardinal Gruscha.“

Als erster Redner sprach der hochw. Pater Valentin Vogrinč, F. S. C. aus dem Missionshause in Mähland. Er besprach zunächst die segensreichen Wirkungen des Vereinswesens im allgemeinen, dann aber insbesondere die Tätigkeit und die Vorteile der katholischen Vereine, unter welchen wohl die Vereine zur Förderung und Unterstützung der Missionen unter den Heiden am segensreichsten wirken. Er erörterte sodann die mannigfachen Schwierigkeiten, welche sich dem Missionswerke entgegenstellen und schilderte in anschaulicher Weise die Verhältnisse in Mähland. Wohl belasten die Anstalt heute noch 100.000 Kronen Schulden, doch hoffe man dieselben aus dem Ertrage der geplanten Effekten-Lotterie begleichen zu können. Für diese Lotterie erbat der Redner die Unterstützung aller Gutgesinnten teils durch Übersendung von Gewin-Effekten, teils späterhin durch die Abnahme von Losen derselben. Am Schlusse seiner wirkungsvollen Rede ersuchte er, die Ziele der Missionstätigkeit durch Abonnement, Lektüre und Weiterverbreiten des in Mähland erscheinenden Missionsblattes „Stern der Neger“, aber auch durch eifriges Gebet zu fördern und schloß mit dem Danke aller Söhne des heiligsten Herzens Jesu speziell an den Marien-Verein als eifrigsten Förderer der Tätigkeit der Missionäre.

Hierauf erstattete der Vorsitzende den Jahresbericht. Aus demselben geht hervor, daß die meisten Spenden für den Marien-Verein aus der Wiener Diözese (14.447 Kronen), dann aus den Diözesen St. Pölten und Gurk einliefen. Die Gesamtspenden beliefen sich im abgelaufenen Jahre auf 29.210 Kronen, welchen Ausgaben in der Höhe von 28.790 Kronen gegenüberstehen. In Wien gebühre besonderes Lob der

eifrigen Tätigkeit den Pfarrgruppen St. Rochus im dritten und St. Johannes Evangelist im zehnten Stadtbezirke. Es wäre aber hoch an der Zeit, eine noch viel intensivere Tätigkeit für den Verein zu entfalten, namentlich in privaten Zirkeln und durch Gründung neuer Pfarrgruppen. Auch der Vorsitzende forderte zur Einsendung von Effekten für die Mählander Lotterie auf, ebenso zum Abonnement der Monatschrift „Stern der Neger“. Er stellte auch für die nächste Zeit eine intensivere Versammlungstätigkeit in Aussicht. Hiezu sei es nun wieder notwendig, daß sich eine genügende Anzahl von Rednern aus dem Priesterstande sowohl, als auch aus Laienkreisen melde, da man gegenwärtig an großem Rednermangel leide. Sehr wünschenswert wäre es auch, wenn sich ein edler Gönner finden würde, der dem Verein ein Skioptikon schenken wollte, da die einzelnen Versammlungen durch die Vorführung von Szenen aus dem afrikanischen Missionsleben gewiß an Anziehungskraft gewinnen würden. Mit der nochmaligen Aufforderung zu intensiver Werbetätigkeit schloß der Vorsitzende seine beifällig aufgenommenen Ausführungen.

Der hochw. Provinzial der Oblaten des heil. Franz von Sales, Pater Josef Lebeau, sprach über die Gründung und Entwicklung seiner so verdienten Kongregation.

Hierauf schloß der Vorsitzende mit dem katholischen Gruße die Versammlung. Dem Vereine traten nach Beendigung derselben mehrere Mitglieder bei.

Als auf unser Missionshaus und die Effekten-Lotterie bezüglich bringen wir hier die populäre, mit großer Wärme vorgetragene und wirkungsvolle

Rede

des Hochw. P. Valentin Vogrinč über die Bedeutung der Missionsvereine.

Der Vereine gibt es heutzutage in der großen, weiten Welt eine Unzahl. Dieses aber ist nicht so sehr — wie man leicht zu glauben versucht wäre — eine moderne, als vielmehr eine der Natur des Menschen entsprechende Erscheinung.

Der Mensch, wiewohl so sehr geneigt, auf seine Kraft zu pochen, sein Urteil für unfehlbar zu halten, nur seinen Willen zur Richtschnur seiner Handlungen zu machen, wird bald durch die Erfolglosigkeit seiner Unternehmungen, sowie die Menge der ihm feindlichen Gewalten zur Einsicht

gebracht, daß er sich mit seinem Mitmenschen vereinigen, seine Kraft mit anderer Menschen Kräfte paaren müsse, wenn er seine Anstrengungen mit nennenswerten Erfolgen gekrönt wissen wolle. Durch diese Vereinigung mit Seinesgleichen zu gleichen Zwecken hat sich der Mensch in den Stand gesetzt, nicht allein sich und anderen aus der Not zu helfen und sein Leben leidlicher zu gestalten, sondern auch ein Mittel gefunden, der ihm feindlichen Mächte Herr zu werden, sein Leben zu verschönern, seine Geisteskräfte zu entfalten, sich für das Gute, Schöne und Edle zu begeistern und sich so aus dem Staube des Alltagslebens in höhere, feinere, geistigere Atmosphären emporzuschwingen.

Dieses, hochgeehrte Versammelte, gilt — einen guten Zweck vorausgesetzt — von jedem Vereine in einem umso höheren Grade, je edler der Zweck ist, den der Verein verfolgt. Gut und vernünftig sind die Vereine zur Selbsthilfe, besser die Vereine zur Unterstützung des Nächsten. Schön und lobenswert sind die Vereine zur Herbeischaffung und Verbollkommnung materieller Güter, schöner jedoch Vereine zur Erreichung geistiger Güter. Edel und vorzüglich sind die Vereine zur Erreichung geistiger Güter natürlicher Ordnung, unvergleichlich schöner und vorzüglicher die zur Erlangung und Verbollkommnung geistiger Güter übernatürlicher Ordnung.

Wenn aber der Wert eines Vereines so ganz von seinem Zwecke abhängt, so nehmen unstreitig vor allen anderen die religiösen Vereine den ersten Platz ein; unter diesen aber stehen obenan die Missionsvereine. Wie kühn dies auch klingen mag, so ist es nicht zu hoch gegriffen, wie solches eine eingehendere Beleuchtung der Bedeutung der Missionsvereine darlegen soll.

* * *

Tiefgebeugt und gestützt auf einen Stock schleicht neben ihrer Tochter ein Mütterlein über die Gasse. Die arme Alte tut einen Fehltritt und fällt. Wenn nun die Tochter sie eilends aufhebt und zu jeder Hilfe sich anheischig macht, so findet das jeder von uns ganz in der Ordnung. Niemanden aber fällt es ein, dem Kinde darob ein besonderes Lob spenden zu wollen. Es hat ja nur getan, was seine hl. Pflicht war; hätte es nicht so gehandelt, so verdiente es Tadel und Strafe.

Nehmen wir nun an: Der armen Alten leistet ebendiesem Dienst eine ganz fremde, noch dazu hochgestellte Persönlichkeit. Wie ganz anders nimmt sich jetzt die Sache aus! Die Leute bleiben ehrfurchtsvoll stehen, andere laufen wohl auch herbei, um selbst mit Hand anzulegen, alle aber erbauen sich, nicht, weil da eines gefallen ist, sondern weil es ein solcher Herr, nicht unter seiner Würde gefunden hat, Hilfe leistend beizuspringen. Den nächsten, wenn nicht schon denselben Tag steht der ganze Vorfall lang und breit in der Zeitung und dem edlen, großherzigen Helfer werden Hymnen gesungen und öffentliches

Lob gespendet, weil er — weil er an einer armen Person Nächstenliebe geübt hat.

Alles recht schön. Ich stimme selbst ein in dieses Lob. Aber eines frage ich: Woher dieser Unterschied in der Beurteilung derselben Handlung? Sehr einfach. Das einermal ist es die eigene Tochter, die hilft; sie ist als solche dazu verpflichtet. Das anderemal ist es eine fremde, hohe Persönlichkeit, die zu solcher Erniedrigung nicht verpflichtet war; und wenn sie es doch tut, so hat sie ein Übriges getan und dafür verdient sie Lob. So würde gemeiniglich die Erklärung lauten. Der wahre Grund so verschiedener Beurteilung desselben Falles ist damit nicht gegeben; er liegt tiefer. Jedermann heimelt so eine, wie wir zu



sagen pflegen, „außergewöhnliche“ Handlung der Nächstenliebe an; aber über das „Warum“ sind wir uns nicht immer im Klaren. „Das gefällt mir, das ist schön,“ sagen wir. Aber warum gefällt dir das? Warum kommt dir das schön vor?

Schön ist alles, was so ist, wie Gott es haben will. Gottes ausgesprochener Wille aber ist es, daß die Menschen alleamt sich lieben wie die Kinder eines Vaters, daß sie sich lieben mit einer werktätigen, opferwilligen Liebe. Wie nun ist es in der Wirklichkeit? So sehr ist sie in Vergessenheit geraten diese Liebe, daß uns im ganzen und großen selbst das Bewußtsein daran abhanden gekommen ist. Aber in den unergründlichen Tiefen der Menschenseele glimmt sie fort wie ein unauslöschlicher Funke unter der Asche und durchwärmt uns. Und diese Wärme ist es, die uns befähigt, die Betätigung der Nächstenliebe schön und edel zu finden.

Hie und da aber durchbricht dieser Funke mit elementarer Gewalt die ihn bedeckende Asche, dieses Gemengsel vom angeborenen und anerzogenen Dünkel, Selbstsucht und Bequemlichkeitsliebe, verkehrten Ansichten von Ehre und Anstand und den verschiedensten Rücksichten auf Gesundheit und Menschen, Stand und Umstände, und blizt hervor in prachtvoller Lichterscheinung. Und wir klatschen in die Hände: „Ach, wie schön, wie herrlich, wie großartig, wie edel,“ erschallt es aus aller Munde. Aber warum geraten wir da in Ekstase? Was ist denn geschehen?

Die von Gott ins Menschenherz hineingelegte, von Gott gewollte, von Gott gebotene Nächstenliebe ist wieder einmal in ihrer ganzen, natürlichen Schönheit zum Vorschein gekommen: Ein Akt der uneigennützigsten Nächstenliebe ist geübt worden.

Meine verehrtesten Herrn und Damen! Das Schöne und Edle und Göttliche an der Betätigung der Nächstenliebe wird schöner, wird edler, wird göttlicher, je erhabener der Dienst ist, den wir dem Nächsten erweisen. Ein körperlicher Liebesdienst schon mutet uns so an und doch gehört er in die untersten Reihen der Liebesbeweise.

Wo aber, frage ich, gibt es ein höheres Gut, als da ist der hl. Glaube? Der Glaube ist es, der dem Menschen das Menschliche am Menschen

zum Bewußtsein bringt. — Ohne den Glauben ist der Mensch nur ein vernünftiges Tier. — Der Glaube ist es, der den Menschen ein menschenwürdiges Leben lehrt. — Ohne den Glauben lebt der Mensch nur ein Leben nach den Gelüsten seiner Sinne, geht der ganze Mensch auf im tierischen Sinnesleben und, was er sonst noch tut und schafft, das tut und schafft er, weil es ihm Kurzweile und Ergözung bietet, d. h. weil es seinen Sinnen schmeichelt, oder, um sich Mittel zum Sinnengenuß zu verschaffen. — Der Glaube ist es, der uns den wahren Zweck unseres Daseins lehrt. — Ohne den Glauben weiß der Mensch nicht, wozu er da ist. — Der Glaube ist es, der uns unseren Vater im Himmel kennen und lieben lehrt, uns mit ihm in Verbindung erhält und uns nach Ablauf der kurzen Prüfungszeit zu seiner ewigen Anschauung führt.

Wenn du also deinem Nächsten zu diesem Gut, zum Glauben, zu diesem höchsten Gut behilflich bist, so hast du ihm einen Dienst erwiesen, wie er für deine Umstände schöner und edler nicht denkbar ist; du hast einen Akt der Nächstenliebe vollbracht, ob dessen Schönheit nicht zwar die Menschen, weil wir es nicht zu fassen vermögen, wohl aber die himmlischen Geister in Staunen und Verückung geraten.

Möchtest nicht auch du, hochverehrter Zuhörer, in deinem Lebensbuch solch edle Werke der Nächstenliebe verzeichnet wissen? Nicht wahr, das würde so den Menschen beruhigen und die Stunde der letzten Abrechnung, wenn alles andere in Ordnung ist, mit einer gewissen Behaglichkeit abwarten lassen!

Doch, was rede ich da? Was frage ich dich, ob du das möchtest? Es ist ja bereits geschehen: Dein Lebensbuch schimmert bereits im Glanze nicht einer, sondern ganzer Reihen und Seiten solch goldener Taten der Nächstenliebe. Seitdem du Mitglied eines Missionsvereines, Mitglied des Marienvereines, des um Afrika, zumal um Zentralafrika so hochverdienten Marienvereines bist, seit dem Tage, sage ich, besorgt dein Schutzengel die Verbuchung alles des Guten, das durch diesen Verein für die Verbreitung des hl. Glaubens unter den ärmsten aller Heiden, unter den Negern, bewerkstelligt worden ist und wird.

Du mußt nicht vergessen, daß du an allem

Anteil nimmst, was mit Hilfe dieses Vereines zugunsten der Heiden geschieht: an allen Gebeten der vielen Tausend Mitglieder; an allen Gebeten der Missionshäuser für Afrika und da wird viel und schön gebetet; an den Gebeten der bekehrten Heiden und ihr Gebet ist gut; denn sie sind Gott dem Herrn für die Gabe des hl. Glaubens weit dankbarer als wir, die wir in demselben geboren und erzogen worden sind; an den Gebeten und Verdiensten der Missionäre, welche, obwohl erzogen und gebildet in europäischer Atmosphäre, mitten unter den wilden Völkern unter tausenderlei Entbehrungen und Beschwernissen und Lästigkeiten ihr Leben dahinbringen; du nimmst Anteil an allen heiligen Messen, deren jährlich mehrere Hundert in den Missionshäusern und in der Mission selbst für alle Wohltäter gelesen werden.

Aus ganzem Herzen wünsche ich Dir Glück zu diesem geistlichen Vermögen, das kein Dieb dir stehlen und keine Motten dir zerstören können.

Erlaube mir jetzt die Frage: Wie kommst du denn dazu, auf eine so leichte Weise dir so viele Verdienste zu sammeln? Wenn ich aber da sage, „auf eine so leichte Weise“, so will ich damit keineswegs sagen, du bringest als Mitglied des Vereines keine Opfer. Soeben opferst du einen Abend, den du in irgend einem Unterhaltungslokal zubringen und dich in Freundeskreisen ehrlicher Belustigung und Zerstreuung hingeben könntest, nicht zu gedenken aller der übrigen Opfer an Geld und Gut und geistiger Anstrengung, die du für diese edle Idee im Laufe der Jahre gebracht hast.

Dessenungeachtet ist in Anbetracht der großen geistigen Güter übernatürlicher Ordnung dieses im Ganzen und Großen immer noch eine leichte Weise, sie zu erwerben. Und was ist es, was dir solche Gelegenheit bietet? Der Marienverein, der Missionsverein ist es. Nur als Mitglied eines Missionsvereines machst du solche Wuchergeschäfte, aber erlaubte Wuchergeschäfte, Wuchergeschäfte für deine Seele. Ich setze den Fall, du wärest ein Erzegoist, der sich um niemanden sonst in der Welt kümmert als um sein eigenes „Ich“. Dieser Gedanke allein, daß du durch den Marienverein sovieler geistlicher Güter theilhaftig werdest, müßte dich bestimmen, zeitweilig ein solch eifriges Mitglied desselben zu

bleiben, oder wenn du es noch nicht bist, ein solches zu werden.

Nun, du bist kein solcher Egoist; du möchtest auch deinen Nächsten, selbst den schwarzen Menschenfresser in Afrika in Gott glücklich wissen; dein Herz brennt vielleicht vor Begierde, dein Möglichstes zur Rettung der Heiden beizutragen: so bist du doch immer noch dem Missionsvereine zu Dank verpflichtet, weil der Verein es ist, der dir Gelegenheit verschafft, in so fruchtbringender Weise deinen Herzenswunsch zu verwirklichen.

Oder meinst du allen Ernstes, du hättest alles das auch ohne den Verein geleistet? Ich erlaube mir, daran zu zweifeln. Oder hättest du etwa einen Missionsverein gegründet, wenn er nicht schon da wäre? Vielleicht; wahrscheinlich aber nicht. Es sei mir ferne, deinen Unternehmungsggeist und die Befähigung dazu in Frage oder Abrede zu stellen. Aber es ist nicht jedermanns Sache, lebensfähige Vereine zu gründen.

Jetzt aber, da er einmal da ist, brauchtest du dich nur demselben anzuschließen, die wenigen Bedingungen zu erfüllen und bist eingereicht in eine große, apostolische Kämpferschaar, die unter dem Siegesbanner des hl. Kreuzes hinauszieht in die fernen Heidenländer, um da dem höllischen Feinde unsterbliche Seelen abzujaagen und sie dem Herrn und Heiland Jesus Christus zuzuführen.

* * *

In dem bisher ausgeführten sind nur einige Vorteile angedeutet, welche wir selbst aus den Missionsvereinen ziehen. Es ist dies ein nicht zu verachtender, aber keineswegs der wichtigste Nutzen derselben. Ihre hervorragendste Bedeutung besteht in der Wirksamkeit für die Missionen selbst.

Der eigentliche und letzte Zweck der Missionen ist, den Heidenvölkern das Licht des wahren Glaubens zu bringen. Um das in trockenen Worten auszusprechen, dazu braucht es weder viel Zeit noch Anstrengung. Anders verhält es sich, um es in Wirklichkeit umzusetzen; dazu braucht es viel Zeit, viel Opfermut, viel Anstrengung und, damit ich das Wichtigste nicht auslasse, geeignete Missionäre und, damit diese was ausrichten, eines außerordentlichen göttlichen Beistandes.

Eine große Arbeit, meine hochverehrlichen Anwesenden, ist die Missionierung eines Heidenlandes; eine große Arbeit, sage ich, für einzelne ganz unüberwindlich, und wenn irgendwo, so ist die Vereinigung aller Wohlgesinnten hier am Plage.

Wenn irgendwo weit draußen am Lande jemandem ein Hausierer ins Haus gerät, so sagt er nicht: „Hört, gute Leute, ich habe so schöne Ware in meinem Bündel, kaufet doch etwas davon!“ Da würde er wenig oder nichts anbringen. Deshalb macht er es anders. Raum ins Zimmer getreten, legt er eilends seine Bürde ab, schnallt die einzelnen Päckchen ab und auf und bevor man sichs versteht, liegt der ganze Tisch voll glänzender, schimmernder, funkelnder Waren, Waren aller Sorten, Waren aller Farben. Sodann hebt er bald dieses, bald jenes besonders schöne Stück auf und macht die neugierig Zusehenden auf dessen Wert und Brauchbarkeit aufmerksam, gibt es auch den Heimischen in die Hände, sie sollen sich so recht durch Augenschein von der Vortrefflichkeit der Ware überzeugen. Und wenn man ihn recht verstehen will, so macht er sie auf die einzelnen Bedarfsartikel einer Haushaltung im Besonderen aufmerksam. Und siehe da, nicht umsonst: schmunzelnd streicht er das schöne Geld ein, das er für dieses und jenes erhalten hat.

Ich bin kein Hausierer, aber ein Geheimnis habe ich ihm abgelauscht und daraus möchte ich Nutzen ziehen.

Wenn ich, verehrteste Anwesende, da vor euch hintrete und sage: „Das Missionswerk ist ein schweres Werk und gar mancherlei bedarf es, damit etwas erreicht werde“, dann wissen meine geehrten Zuhörer, daß das Missionswerk ein schweres Werk sei und daß es da mancherlei bedarf, damit etwas Gedeihliches zustandekomme. Das aber ist bald vergessen und ich bin schlechter daran als der ungeschickteste Hausierer: Der kann wenigstens darauf rechnen, daß er den einen oder besser die eine oder die andere neugierig sind, zumal, wenn wir es herausspüren, daß er es auf unsere Hilfe abgesehen hat.

Guch alle Schwierigkeiten, mit welchen eine Mission zu kämpfen hat, im einzelnen zu zeigen und vorzulegen, ist eine Unmöglichkeit; es sind deren zuviele und einzelne darunter mit Eigen-

tümlichkeiten behaftet, die sie dem Uneingeweihten sehr schwer kenntlich machen. Deshalb möchte ich nur auf dieses oder jenes hinweisen.

Zur gedeihlichen Missionierung sind vor allem Missionäre notwendig, eine Behauptung, die ich nicht zu beweisen brauche. Die Missionäre aber fallen nirgends als fertige Apostel vom Himmel herunter, sondern müssen erzogen werden. Die Erziehung und Heranbildung junger Missionärkandidaten bedeutet eine Hauptschwierigkeit; denn so einen Missionär von klein auf erziehen heißt nichts Geringeres, als einen Menschen 8 bis 10 Jahren verköstigen, kleiden und beherbergen, ohne von ihm irgend einen Nutzen zu haben.

„Wüßte einen guten Rat,“ könnte sich vielleicht einer der Anwesenden denken, dem ist sehr leicht abzuhelpen. Wer den Missionsberuf ergreift, der soll sich auch seine Erziehung und Ausbildung selbst bestreiten oder durch seine Angehörigen besorgen lassen.“

Ein guter Rat, heißt es gewöhnlich, sei teuer. Dieses ist aber ein billiger Rat, aber auch nichts wert. Scherz beiseite, meine hochverehrliche Versammlung, das geht schlecht, das geht garnicht an. Das ist zuviel verlangt; und wer zuviel verlangt, erreicht nichts. Es ist genug, wenn jemand seine ganze Person mit allen ihm zuteil gewordenen Fähigkeiten der Mission zur Verfügung stellt. Er hat damit bereits ein heroisches Opfer gebracht; mehr zu verlangen, finde ich unbillig. Man darf nämlich nicht außeracht lassen, daß ein jeder, der das Missionskleid anlegt, sich bereit erklärt und auch gewärtig sein kann, eines schönen Tages von den Wilden verspeist oder auf irgend eine andere in Europa wenig moderne Weise ins Jenseits befördert zu werden. Dies muß nicht geschehen, aber der Afrika-Missionär nimmt diese Eventualität mit in Kauf.

Wenn nun jemand sich entschließt, im ungefähren Alter von 11 Jahren seine Eltern und Geschwister und alles, was nur das Waterhaus dem Menschenherzen an Freuden und Ergötzungen gewähren kann, zu verlassen, zu verlassen auf immer, um sein ganzes Leben dem Heile der Heiden zu opfern, wo und wie immer es Gott, seine Obern von ihm verlangen, so meine ich, hat er seinerseits mehr geleistet, als man gewöhnlich von einem Menschen verlangen kann.

Weil aber solche Opfer an sich den Heiden das Licht des Glaubens nicht anzünden, da ja dies noch keine Missionäre sind, so appellieren wir im Namen unsterblicher Negerseelen an Euch und an alle edle Herzen: habt Erbarmen, helfet, springet bei mit Rat und Tat, damit die Erziehung recht vieler für die Negermissionen begeisteter Jünglinge möglich wird, auf daß unsere schwarzen Brüder Afrikas wenigstens hoffen können, aus dem unfäglichen Elende des Heidentums und der Sklaverei errettet zu werden!

„Aber, wie soll ich denn helfen, Pater?“ — Hast du wirklich guten Willen, so kann ich dir sehr leicht raten:

Erstens, bleibe treu dem Marienvereine, unterstütze wo immer und wie immer es du vermagst, seine Tätigkeit, seine Bestrebungen; werbe ihm neue Mitglieder; zweitens, bete eifrig das Vereinsgebet: an Gottes Segen ist alles gelegen; drittens, abonniere, lese und verbreite den „Stern der Neger“, das Organ des Marienvereins; viertens, beteilige dich an den Unternehmungen der St. Petrus Claver-Sodalität, die nichts geringeres beabsichtigt, als alle für Afrika sich interessierenden Elemente zu vereinigen und zu organisieren, um umso leichter dort unterstützend einzugreifen, wo es am notwendigsten ist. Wenn du aber, mein hochgeehrter Zuhörer, zu denjenigen gehörst, welche das Pflaster mit eigener Hand auf die Wunde legen wollen, so bin ich gerne bereit, dir eine solche Wunde zu zeigen.

Tief dort unten in Mühland bei Brigen steht ein großangelegtes, halbausgebautes und ganz mit Schulden bedecktes Missionshaus, eine Pflanzschule für Zentralafrika, gegründet von der Kongregation der Söhne des hl. Herzens Jesu, derzeit geleitet von dem euch allen wohlbekannten hochwürdigen P. Kaver Geyer, langjährigem Afrika-missionär. Großangelegt, sage ich, ist dieses Haus, keine Kleinhäuslerwirtschaft, und dieser Umstand macht es besonders beachtenswert. Großangelegt ist dieses Institut, sodaß es, wenn einmal ausgebaut und in den Stand gesetzt, Jahr für Jahr 15—20 Mann in die Mission stellen könnte.

Daß es ganz ausgezeichnet lebensfähig ist, oder besser, daß es seine Gönner, Freunde und Liebhaber hat, worunter der hochverdiente Marien-

verein die erste Stelle einnimmt, Beweis dessen ist sein jetziger Zustand.

Es beherbergt durch mehr als drei Jahre durchschnittlich achtzig Insassen, zum größten Teil lauter studierende Jünglinge, in der Ausbildung begriffene Missionskandidaten für Zentralafrika, ausnahmslos mit Gratis-Plätzen, da es andere überhaupt nicht gibt. Alle seine Bewohner sind, Gott sei Dank, gesund, lustig und munter. Warum denn auch nicht? Zur rechten Zeit finden alle einen zwar einfach, aber genügend gedeckten Tisch, ein warmes Bett und so oft nötig, ein anständiges neues Kleid und beständig eine liebevolle Behandlung vonseiten des Obern.

Daß die Erhaltung eines solchen Hauses täglich eine enorme Summe verschlingt, wird ein jeder leicht begreifen, der von der Haushaltung überhaupt einen Begriff hat. Aber wenn es dies allein wäre. Nebenbei werden jährlich die Zinsen für die Bauschuld im Betrage von 5000 Kronen ehrlich abgezahlt und noch dazu einige Tausend von der Schuld selbst abgetragen.

Und woher das Geld? — Von unseren langjährigen Freunden und Gönnern, darunter in erster Linie vom unermüdblichen Marienverein, von außerordentlichen Spendern und besonderen Wohltätern, vom Ertrage des „Stern der Neger“ und von den laufenden kleinen Almosen. Angenommen, das Haus hätte keine Zinsen zu zahlen, so ist es unter sonst sich gleichbleibenden Umständen ausgezeichnet lebensfähig.

Um sich aber dieser lästigen und drückenden jährlichen Auslage zu entschlagen, muß die Bauschuld von 100.000 Kronen bezahlt werden.

Fürchtet euch nicht, hochgeehrte Anwesende, daß ich jetzt einen Sturm auf eure Geldbörsen unternehmen werde. Nein, es ist uns keineswegs so bange um dieser hunderttausend Kronen willen; denn die gedenken wir im Vertrauen auf die barmherzige Güte Gottes „spielend“ abzuführen. Und es wird geschehen, wenn Gott der Herr unsere Effekten-Lotterie segnet. Und die Effekten-Lotterie wird gelingen, wenn Gott der Herr uns Wohltäter genug erweckt, die uns mit wertvollen Effekten beglücken und Lose gegen bare Münze abnehmen.

Das alles habe ich dir erzählt, um dir eine

recht bössartige, aber nicht unheilbare Wunde am großen Missionskörper für Afrika zu zeigen. Fühlst du Lust, so drücke ein Pflaster darauf in Form eines Lotterie-Effektes, den du nach Mühland ins Missionshaus schickst, oder in Form eines Loses, am heilsamsten in recht dicker Auflage, das du dir gegen klingende Münze von dort schicken läßt.

Die Bedeutung eines Missionsvereines geht aber keineswegs in der materiellen Unterstützung auf, die er den Missionsvereinen zukommen läßt. Ist doch das Missionieren vom Gelde allein nicht abhängig, dazu gehört noch einiges mehr. Und das wäre, um nur eines noch zu erwähnen, die moralische Unterstützung, welche für die Missionäre darin liegt, zu wissen, daß es da in der Heimat tausend und abermal tausend Herzen gibt, welche von der gleichen Liebe zu Gott und den armen,

in der Finsternis des Heidentums schmachtenden Negern erfüllt sind und die sich um ihn und seine Schicksale und Erfolge bekümmern und Freude und Leid mit ihm teilen, nicht als ob er eine zeitliche Belohnung erwartete, auf die hat er lange schon verzichtet, sondern weil er weiß, daß so viele im Namen Jesu und Maria mit ihm vereinigt für dieselbe Sache arbeiten, bitten und beten. Das gibt dem Missionär Kraft und Mut, denn es gibt uns die Versicherung, daß Gott mit uns und wir mit Gott arbeiten. Wenn irgendwo, so wird, so muß hier die Verheißung des Herrn sich erfüllen: Wo immer zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Wenn aber Gott mit uns arbeitet, dann wird unsere Arbeit gesegnet sein, gesegnet mit unvergänglichen Früchten.



Von Omderman nach Kull.

Bericht des hochw. Paters Bernard Rohnen, Sohn des hhl. Herzens Jesu.

Zweimal im Monat hat man vorläufig nur regelmäßige Postverbindung am Weißen Nil. Am 1. und 15. jeden Monats verläßt ein Regierungsdampfer Omderman, der den Weißen Nil bis Kanisa (hl. Kreuz, unserer früheren Missionsstation bei Gondokoro) hinauffährt, wo der große Nildampfer durch einen kleineren ersetzt wird und so die Verbindung mit Uganda ermöglicht. Diese Fahrt hin und zurück beansprucht gewöhnlich einen Monat oder auch einen und einen halben, je nach Umständen. Sieht man in Omderman auf dem Postamte eine weiße Fahne im Winde flattern, so ist es ein Zeichen, daß die Post vom Weißen Nil angekommen ist; eine blaue Fahne hingegen zeigt die Ankunft der Post vom blauen Nil.

Am 15. März also, gleich nach der hl. Messe, trabten wir auf dem Esel zum Landungsplatz der Schiffe. Unser vielfältiges Gepäck war schon vorausgegangen, dort war schon alles in lebhafter Bewegung und mit Ausladen beschäftigt. Der Dampfer war stark beladen, sodaß die vordere Spitze bereits unter die Wasseroberfläche ging. Weil die beiden Sandal (Schleppschiffe), die stets mitgehen, noch nicht

da waren und uns erst in Chartum erwarteten, wurde eine Barke zuhülfe genommen, wo wir auch unser Hab und Gut aufpакten.

Endlich gegen 8 Uhr wurden die Anker gelichtet; die Negerfrauen erhoben ein scharfes Trillern und Jauchzen, als wollten sie einen herzlichen Gruß mit in das Innere Afrikas, das teure Heimatland vieler derselben senden. Es wurde nach Chartum hinübergedampft, wo zwei Sandal genommen wurden. Diese Sandal sind ganz eigene Schleppschiffe, sehr breit und unten flach, sozusagen zweistöckig. Unten, etwas über der Wasseroberfläche, ist der erste Stock, gewöhnlich mit Gepäck beladen; darüber erhebt sich der zweite, von eisernen Säulen getragen, der für die Reisenden dritter Klasse bestimmt ist. Rings herum zieht sich ein Geländer und oben zum Schutz gegen die brennende Sonne ein elendes Bretterverdeck; sonst ist es von allen Seiten offen.

Kaum hatten wir unseren Sandal bestiegen, so wählten wir eine passende Ecke, zogen Sack und Pack hinauf, stellten unser Angareb (Bettstelle) zurecht, breiteten die Decken darüber aus und befestigten sie, damit der brausende Wind sie nicht

über Bord in den Fluß reiße. So, nun mag's gehen in Gottes Namen!

Aber so geschwind geht's nicht bei dem Araber, der übereilt sich nicht, er geht langsam und sicher. Unzählige Kisten und Kasten waren aufzuladen, meistens dem Militär gehörig, das im inneren Sudan stationiert ist. Mehrere ägyptische Soldaten nahmen neben uns Platz; ein großer Sir d. i. irdener Wasserbehälter, der das Wasser kühl hält, ja sogar abkühlt — das laue Wasser aus dem Fluß wird hineingeschüttet und nach einigen Stunden ist es frisch und kühl — wird aufgestellt. Die freundlichen Offiziere sagten uns, nur das filtrierte Wasser unter dem Sir zu benützen, denn das Wasser des weißen Nil ist dem Europäer nicht besonders anzuraten. Gott sei Dank, so sind wir wenigstens mit gutem Wasser versorgt. Wir freuten uns schon auf eine gemütliche Fahrt, mit allem versehen und Platz genug. Aber — plötzlich wird's so lebendig unten, das Schwätzen und Plaudern immer lebhafter und nach einem Augenblick kommen vier schwarze Großmütterlein, mit armseligen Fetzen um die Hüften bekleidet, zum Vorschein; hinterher folgt die ganze Wirtschaft. Meine Tinte würde bald verbraucht sein, wollte ich alles beschreiben. Hier ein Kästchen, da ein Kasten, hier ein Topf mit bereitetem Teig, dort ein Geschir mit Durrah, dann folgen unzählige Geräte, einige große Steine, um das Durrah zu zerdrücken, eine schwarze Blechplatte, um Kesra zu backen, ein Gerippe von einem alten, zerrissenen Regenschirm, ein zwei Spannen langes, eine handbreit hohes, zusammengeschlagenes Bänklein, ein Haufen kleinerer und größerer Kürbischalen, Stricke, Fetzen, Zwiebel, Pfeifen, alles zusammen und alles durcheinander; meinte man, sie seien fertig, dann begann man von Neuem wieder von unten nachzuschieben, dabei ein endloses Schwätzen über mein und dein. Der ganze Platz wurde in Beschlag genommen, der Weg versperrt. Endlich sind sie fertig und da muß man doch ihren Fleiß loben. Raum haben sie sich eingerichtet, so fangen sie auch schon ihre Arbeit an, nämlich aus ganz feinem Reißig etwas gehöhlte, tellerähnliche Geflechte zu machen, nach der Art und Weise, wie man in Norddeutschland die Bienenkörbe aus Stroh zu machen pflegt; dieselben werden mit rotem, grünem, blauem und weißem Reißig eingeflochten, sodasß ein ganz nettes Geschir zustande kommt, das als Schüssel oder Deckel dient. Das war ihre Beschäftigung während der ganzen Reise; die Pfeife selbstverständlich mußte auch öfter zum Zeitvertreib dienen. Jene, an welche die Reihe kam, der gemeinschaftlichen Pfeife die Ehre anzutun, füllte den Mund mit Wasser, dann tat sie höchstens drei

oder vier Züge, aber solche Züge, daß man nach dem Gesichte, welches das arme Mütterlein dabei schnitt, wirklich glauben mußte, es seien die letzten Züge; dann reichte sie die Pfeife ihrer Nachbarin, spulte das Wasser aus und ließ alsdann ganz behaglich den Dampf aufsteigen.

Auf 12 Uhr war die Abfahrt festgesetzt; jetzt war es schon vier Uhr und wir lagen immer noch ganz gemächlich vor Anker. Endlich gegen 5 Uhr meldet ein dumpfer Pfiff, daß die Leute wenigstens doch nicht eingeschlafen sind und ans Abfahren denken. Die beiden Sandal, die bis jetzt einzeln am Ufer gelegen, um das Ausladen zu erleichtern, werden rechts und links am Dampfer befestigt; nochmals ein Pfiff und — Chartum lebe wohl! Aber noch hatten wir zu früh Lebewohl gesagt, denn auch am andern Morgen sollte die Sonne noch über uns in Chartum aufgehen. Des niedrigen Wasserstandes wegen sind an vielen Stellen die Sandbänke hoch und noch hatte die Maschine keine 10 Minuten ordentlich gedampft, da saßen wir auch schon mit einem Stoß wie eingemauert im Walde fest. Da die Kraft fehlte, die ganzen Fahrzeuge in einem zurückziehen, wurden die Sandal losgebunden. Die Soldaten werden kommandiert, um die Fahrzeuge herauszuschieben; sie werfen Hemd und Hosen ab und hüpfen einer nach dem andern ins Wasser wie die Frösche. Nach längeren Anstrengungen bringen sie den rechten Sandal los und auch den Dampfer selbst; der linke aber sitzt unbeweglich fest. Mehrere Male werden Versuche gemacht, aber umsonst. Da wird er mit einem Seil an dem Dampfer befestigt und alle Männer zusammen im Verein mit der Maschine mit vollem Dampf machen große Anstrengungen; alles umsonst, der Sandal steht fest. Es ist schon Nacht und die Soldaten geben die Arbeit auf; aber eine ganze Nacht verlieren und noch im Angesichte Chartums, das ist dem Kapitän doch garzuviel; deshalb versucht er es immer wieder, ob der Sandal nicht loszubringen sei. Dreimal, viermal werden die Soldaten ins Wasser kommandiert, bald wird er nach rechts gezogen, bald nach links, bald vorwärts, bald rückwärts. Bis 11 Uhr in der Nacht wurde so fortgewirtschaftet; sie mußten es doch aufgeben und sich auf den nächsten Tag verträumen.

Endlich kam ein anderer Dampfer von Chartum geradewegs auf unseren Sandal los, der vereinsamt ohne Licht und Signal mitten im Flusse stand. Da wurde geschrien: „Macht Feuer!“ Einige Zündhölzer leuchteten gleich auf, ich zündete meine Kerze an; Gott sei Dank, wir sind bemerkt worden. Welche Gefahr, wenn das Schiff mit vollem Dampf auf uns gestoßen wäre!

„Ja nun, mein lieber Bruder,“ sagte ich zu meinem Kollegen, „hier auf festem Boden werden wir wohl unsere erste Nacht zubringen müssen; machen wir deshalb unser Abendessen und dann legen wir uns zur süßen Ruhe. Machen Sie also einen Kaffee dazu.“

„Wie? Ich soll Kaffee kochen?“ fiel er ein, „wie macht man denn das?“

„O, das werde ich ihnen schon sagen: Dieses Geschirr da füllen Sie mit Wasser, lassen es kochen, dann werfen Sie den Kaffee hinein, lassen ihn wiederum kochen, dann bringen Sie ihn her und ich werde es Ihnen schon zeigen, was man dann weiters damit macht.“

„Aber wieviel Kaffee muß man da hineinwerfen?“

„Nun ja, das machen Sie halt nach Ihrem Gutdünken, ein wenig mehr oder weniger ändert nichts.“

Die tüchtigste europäische Kaffeebase wird mir nicht nachsagen, daß ich meine Sache nicht gut gemacht habe. Auch mein Koch machte gute Fortschritte in seinem Geschäft, sodas er es am zweiten Tage schon besser wissen wollte als ich; wer von uns beiden der gelehrteste Koch sei, will ich hier nicht entscheiden.

Am selben Abend kamen auch zwei arabische Soldaten und baten, ob sie nicht bei unserem Licht Karten spielen dürften. Unterdessen schaute ich in die stille Nacht hinaus und betete meinen Rosenkranz; als ich mich erhob, stieß ich zum Unglück das Rissen auf die Kerze und das Schutzglas gegen den Wind zerbrach in Stücke. „Malech, Malech“ (tut nichts), sagten die Soldaten scherzend, „morgen kannst du ein anderes Glas in Chartum kaufen.“

Endlich wurde alles so langsam ruhig und auch wir; nachdem wir uns nochmals Gott empfohlen hatten, legten wir uns zur süßen Ruhe, befestigten aber zuvor die Sachen und Decken, damit sie uns der Wind nicht in den Fluß trage oder gar wir selbst am Morgen uns im Wasser befänden.

Raum war es am andern Morgen etwas hell geworden, kam auch schon wieder der Dampfer auf uns zu, um zu versuchen, uns vom Sande zu ziehen, aber alles war vergebens, bis endlich eine Segelbarke kam, mit deren Hilfe wir uns zuletzt doch befreiten. Gleich wurden die Schleppschiffe wieder zusammengezogen und gebunden, und schon stand die Sonne hoch am Himmel, als wir auf dem Weißen Fluß nach Süden dampften und langsam Omderman und Chartum aus dem Auge verloren.

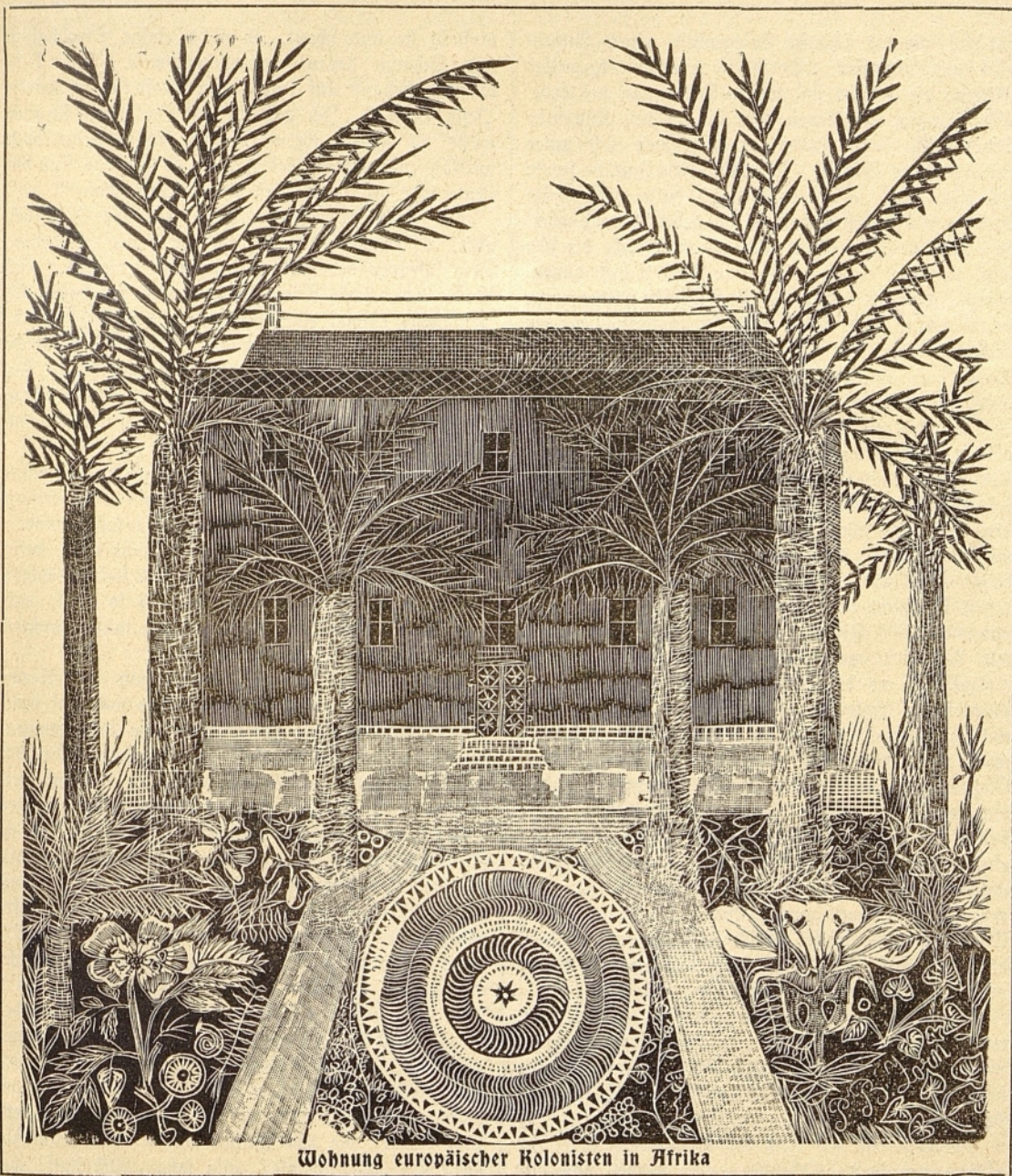
Den Tag und die darauffolgende Nacht ging es ohne Aufenthalt vorwärts, da das Wasser ziemlich tief ist. Die Ufer sind sehr niedrig und sandig, hie und da zeigt sich ein beackerter oder grüner Fleck,

der fortwährend mittels der Saghia oder Scheduf mit Nilwasser bewässert wird. Unzählige Herden Vieh, Schafe, Ziegen, Esel halten sich an den Ufern auf, aber Dörfer sieht man vom Flusse aus nur höchst selten.

Bei Tag ergötzt das Auge die prachtvolle Fata Morgana, ringsherum silberne Gewässer mit belebten Ufern, bei Nacht hingegen leuchten hie und da große Feuer auf, verursacht vom angezündeten Grase.

Desto munterer ist aber die Wirtschaft auf dem Schiffe. Da wird gekocht, gebraten, geschmaust, geraucht, gespielt, geschlachtet, gewaschen, Durrah gemahlen oder besser auf Steinen zerrieben, Kesra gebacken, Merissa bereitet; jeder muß nämlich seinen eigenen Tisch führen. In unserem Raume ist ein gemeinschaftlicher Feuerherd, wo jeder seinen Topf hinstellt. Da zieht gerade ein Schwarzer vor mir seine Bratpfanne aus dem Saß, die Überreste vom letzten Mahle befinden sich noch darin, aber ganz vertrocknet und staubig; einen Augenblick hält er sie unter die Nase und — Malech, so arg scheint es ihm doch nicht zu sein — Fleisch und Öl wird darüber hineingegossen, ans Feuer gehalten und ein frischer Braten ist zum Schmause bereit. Geht das Fleisch aus, so wird von den Uferbewohnern ein Schäflein gekauft, am Schiff geschlachtet, das Fleisch wird in lange Streifen geschnitten und über irgend einen Querbalken oder an Nägeln auf dem Sandal aufgehangen; es trocknet augenblicklich aus, sodas es sich für längere Zeit hält; geht man auf und ab, so baumelt es einem um die Ohren, aber „malech“, da stört sich niemand daran.

Am dritten Tage unserer Reise wurde ich von einem jungen, braven Kopten, der noch vor seiner Abreise in unserer Kirche in Omderman gebeicht hatte und einem jungen Muselman, beide im ägyptischen Militärdienste, zum Mittagessen eingeladen. Ein Teller mit Fleisch und Fleischbrühe wurde in die Mitte hingestellt, das harte und ausgetrocknete Brot wurde im Wasser aufgeweicht und dann mit den Fingern in die Fleischbrühe getaucht, ebenfalls mit den Fingern wurden die Stücke Fleisch aus dem gemeinschaftlichen Teller herausgefischt, dazu noch eingemachte Oliven aufgetischt. Frisches, abgekühltes Nilwasser spielte die Rolle des goldenen Getränkes. Als der Magen seine vollen Rechte erhalten hatte und zufriedengestellt war, wurden Hände und Mund hübsch gewaschen, ein schwarzer Kaffee und Zigarretten machten die Runde und unser Mahl war vollendet. Die Unterhaltungssprache war natürlich stets arabisch und ich mit meinen wenigen arabischen Brocken mußte mit Händen und Füßen arbeiten, um etwas herauszubringen und zusammenzuflicken.



Wohnung europäischer Kolonisten in Afrika

So floß der Nachmittag schnell dahin, gegen Sonnenuntergang näherten wir uns Duem, der ersten Station nach Omderman. Zwei Mädchen in der Schule unserer Missionschwwestern in Omderman hatten mich gebeten, hier in Duem je nach Gelegenheit und Möglichkeit ihre Großmutter und ihren

Bruder, die einzige katholische Familie in diesem Wüsteneste, zu besuchen, da ihr frommes Großmütterlein vielleicht zu beichten wünsche. Weil hier also die Anker geworfen wurden, bis der Mond aufging gegen 10—11 Uhr, um bei hellem Mondschein dann in Sicherheit weiterfahren zu können, so

bot sich mir die schönste Gelegenheit, einen Augenblick hinauszulaufen. Quem ist ein kleiner, netter Flecken; die Häuser sind wie in Omderman aus Erde. Die Straßen, auf denen man bis zu den Knien in Sand sinkt, sind gerade und schneiden sich unter einem rechten Winkel. Die katholische Familie freute sich sehr, daß ich sie aufgesucht hatte und wollte mich zum Abendessen halten; ich bedankte mich aber, da es schon Abend war und ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß mir das Schiff davondampfe, deshalb kaufte ich ein Glas für unsere Kerze, kehrte zurück und legte mich in Gottesnamen zur Ruhe nieder. Als ich wieder erwachte, stand der Mond hoch am Himmel und von Quem war keine Spur mehr vorhanden.

Die Ufer zeigen sich von nun an stets mehr bewaldet, Dörfer werden zahlreicher, aber anstatt der viereckigen, flachen Erdhütten erscheinen die runden, spitzigen Hütten der eingeborenen Neger, welche sich öfter am Ufer sehen lassen, ohne Kleidung, aber stets mit der Lanze bewaffnet. Krokodile liegen halbdutzendweis am niedrigen Ufer, sich zu sonnen und lassen sich nicht im Geringsten stören. Vom Hypopotamus oder Flußpferd ist hier das Wasser voll. Am Ufer sieht man an mehreren Orten aufgepflanzte Holzpfähle, wo die Schwarzen das in Streifen geschnittene Flußpferdfleisch trockneten. Auch begegnete uns ein von den Lanzen verwundetes Flußpferd, welches die Schwarzen am Ufer verfolgten. Zwei Engländer feuerten mehreremale darauf, aber das war ein Loch ins Wasser und nicht mehr. Diese beiden Engländer stiegen etwas später mitten in einer unabsehbaren Wildnis aus, um dort ihre Jagdabenteuer zu versuchen. Wir bedauerten sie noch, was die zwei doch ganz allein mit einem einzigen Diener in so weiter Wildnis anfangen wollten, dachten dabei aber noch nicht, daß es uns ebenso oder noch schlimmer ergehen sollte.

Weiterhin befinden sich hie und da Holzstationen, wo die Maschine mit frischem Holzvorrat versehen wird. Dahin kommen dann die Eingeborenen, um irgendwie ein Schäflein, Eier oder Milch zu verkaufen.

„Morgen ist das Fest des hl. Josef,“ sagte ich abends zu meinem Mitbruder, „wir werden uns zum Frühstück ein wenig Milch verschaffen — da ist schon einer mit Milch. He, was willst du für deine Kürbischale voll Milch?“

„Zwei Piafter!“

„O, viel zu teuer!“ — Zwei Tage vorher konnte man ebensoviel um einen halben Piafter erhalten — „ist sie wenigstens süß, frisch?“ Unterdessen nimmt man die ganze Kürbischale, setzt sie an die Lippen,

versucht sie und schaut, ob nicht einige Strohhalme und Schmutz darauf herumschwimmen. Die Verkäuferin bestand auf ihren zwei Piaftern, es waren „feste Preise“. Ich gab ihr das Verlangte, sie aber zeigte es schnell ihrem Manne, ob es denn auch wirklich zwei Piafter seien, denn so bekannt sind die Leute hier mit Geld, daß sie es kaum kennen.

Am andern Morgen bereiten wir das Frühstück, aber, o Jammer, die Milch ist sauer geworden; mein Bruder bedauert es sehr, aber „maleseh,“ ich brocke das harte Brot hinein und so hatte ich wenigstens einmal eine heimatliche, norddeutsche Kost.

Ein Beweis dafür, daß wir hochstudierte Köche waren, ist auch der Tee, den wir machten. „Da, kochen Sie heute einmal einen guten Tee,“ sagte ich zu meinem Kollegen, der den Koch spielte und warf eine gute Portion Tee hinein.

„Aber das ist ja viel zu viel,“ sagte er und nahm die Hälfte heraus. Bald kehrte er mit dem fertigen Tee zurück; ich wette darauf, daß ein solch wunderbarer Tee selten von einem Koch gemacht wird, denn wir tranken den ganzen Tag und das kleine Geschirr war doch stets voll; er war nämlich so stark, daß wir ihn zum dritten- und viertenmale taufen mußten und immer war er noch zu stark.

Am Feste des hl. Josef fuhren wir auf Sandbänke und über vier Stunden saßen wir auf demselben Fleck. Alles wurde versucht, um loszukommen, die Sandal wurden losgebunden, vorwärts, rückwärts, rechts und links gezogen, die Soldaten mußten fortwährend im Wasser schieben. Einer steht immer dabei, führt das Wort und eifert alle an, wobei er allerhand heitere Verse dichtet, wie z. B.: „Jeder von euch tue diesmal für zehn, also hoch!“ Dann greifen alle zusammen und setzen alle ihre Kräfte daran; oder „Courage, ich habe es schon gehen sehen!“ oder: „Voran! ich sehe, es geht; und wenn es nicht will gehen, so lassen wir es auch diesmal stehen!“ Aber alles nützte nichts, wir waren zu schwer beladen. Endlich holte uns die Segelbarke, die uns nachkam, ein und so konnte umgeladen und die erleichterten Schiffe einzeln aus den Sandbänken gezogen werden. Vorne auf der Spitze standen stets zwei Araber, die das Wasser maßen und taktmäßig schrieten: „Alla chamsa! alla saba! Auf fünf! auf sieben!“ je nach dem Wasserstande. Zwei Mann kamen dabei noch in Lebensgefahr, sie waren ins Wasser gestiegen, um die fahrbaren Stellen aufzusuchen; plötzlich aber wurde es sehr tief und die Kraft bis zum Schiff zu schwimmen, ging bald aus; so mußte man dem Einen schon Rettungsstricke zuwerfen, was denn auch mit genauer Not gelang. Von nun an ging es flott voran, nur mußte noch

am folgenden Tage abends Halt gemacht werden, denn wir hatten eine gefährliche Stelle zu passieren, was erst am andern Morgen geschehen sollte.

Eines Abends spät begegnete uns der Postdampfer, der von seiner monatlichen Fahrt zurückkam. Es wurde angehalten, Post und Neuigkeiten gewechselt; die Soldaten brachten ihren Kollegen die Nachricht, daß da oben in den Äquatorial-Provinzen vorläufig keine Soldaten notwendig wären und daß sie mit demselben Dampfer wieder zurückfahren könnten. Das war eine unerwartete Freudenbotschaft, denn die Kerls gingen nicht gerne hinauf. „O, jetzt bin ich ganz stolz,“ sagte mir einer, „wie die Leute, die viel Geld haben (Touristen), die herumreisen und sich die Welt anschauen und dann zurückkehren.“ Die Weiber, die auf dem Schiffe waren, mußten gleich ein Liedchen anstimmen, welche dann durch ihren einheimischen Gesang und ihre taktmäßigen Körperbewegungen die ganze Gesellschaft bis zum Abend unterhielten.

Noch hatte ich die Freude, auf dem Schiffe die Bekanntschaft eines jungen Schwarzen zu machen, eines braven Katholiken aus Uganda. Er befand sich auf der Rückreise von Omderman, wohin er seinen Herrn, einen Engländer, begleitet hatte, in sein teures Heimatland. Raum hatte der Junge erkannt, wer wir waren, hing er sehr an uns; da er aber nicht arabisch konnte und wir nicht die Ugandasprache, so mußten wir uns meist mit Zeichen verständigen. Er bat uns um einen Rosenkranz und betete uns das „Ave Maria“ in der Ugandasprache vor. Unser braver Jakob, so hieß er, war aber krank; er sah sehr schlecht aus und seine Krankheit nahm immer mehr zu und er hatte noch eine Reise von einigen Wochen vor sich. Am Abend bevor wir fortgingen, konnten wir uns doch soviel verständigen, daß er zu beichten wünschte, und da er sich in allem sehr unterrichtet zeigte, so konnte es geschehen inmitten der Muselmänner, die es natürlich nicht merkten, wovon wir zwei uns so langsam unterhielten. Dann empfahl ich ihn nochmals seinem Mitdiener, der auch arabisch und englisch konnte, aber ein Muselman war und doch die größte Sorgfalt für seinen Kollegen zeigte. Darauf drückte er mir die Hand zum Abschied auf ein besseres Wiedersehen im Himmel droben; so rührend herzlich, und ohne ein Wort zu sagen, verstanden wir uns.

Als wir uns Faschoda näherten, mußten wir öfter anhalten, um die Post den Engländern zu bringen, die am Ufer in einem Zelt wohnten und mit mehreren Arabern beschäftigt waren, am Nil entlang den Telegraph zu errichten, der unterdessen Faschoda

erreicht hat. Am 10. Tage unserer Reise kamen wie endlich in Faschoda, dem Hauptort dieses Distriktes, an. Der englische Gouverneur begegnete mir sehr freundlich. Als alles, was abzuladen war, abgeladen war, wobei ein halb Duzend schwarze Gefangene, die an Händen und Füßen schwere Ketten trugen, beschäftigt waren, fuhren wir weiter; es war 8 Uhr abends. Nach 3—4 Stunden sollten wir zu unserem so langersehnten Zul kommen. Wir schnürten all unser Hab und Gut zusammen und harrten sehnsuchtsvoll, den Rosenkranz betend, in die stille Nacht hinaus.

Endlich, es war halb 12 Uhr nachts, näherte sich der Dampfer dem Ufer; drei Araber in Adams-Hosen hüpfen ins Wasser und trugen uns mit Sack und Pack ans Land. Einer zeigte uns die Richtung, wo unser Haus sei und weiter ging. Wir marschierten dann — zum Glück hatten wir noch eine Kerze — weiter ins Land hinein. Wir befanden uns in einer abgebrannten Grassteppe, von einem Weg oder menschlichen Wesen keine Spur. Bald stehen wir auf sumpfigen Boden; schnell zurück, sonst verirren wir uns! Jetzt gehen wir 20 Minuten den Fluß hinunter, um den Weg zur Station zu finden. Bald kommen wir zu hüttenähnlichen Geflechtern am Ufer; sind es menschliche Wohnungen? sind es Nester für wilde Tiere? . . . Wir schreien, um nicht etwa als feindliche Anschläge unverhofft überfallen zu werden; aber alles bleibt totenstill. Am andern Morgen sahen wir, daß es Tabakpflanzungen der Schilluk waren. Wir singen und schreien und pfeifen, denn unsere Station kann doch nicht weit vom Ufer entfernt sein. Aber nur das Geschrei der nächtlichen Vögel war die Antwort. Alles umsonst. Es bleibt also nichts übrig — das Kerzlein geht auch zu Ende — als den Tag abzuwarten. Wir eilen schnell zu unserem Gepäck zurück, zünden ein ordentliches Feuer an zum Schutz gegen die wilden Tiere; aus dem Fluße nämlich drohten die Krokodile, vom Lande Hyänen u. dgl.

12 Uhr hat es geschlagen, den 25. März, das hohe Fest Mariä Verkündigung; ich stimmte „Maria zu lieben“ und alle meine besten Stücklein an. Meinen Mitbruder suchte bald ein ungeladener Gast heim, nämlich der Hunger, denn in der Hoffnung, bald unter den Unsrigen zu sein, hatten wir am Abend nichts gegessen; mein Magen aber war noch gut versehen. Als ich nämlich zufällig bei den Offizieren am Schiff abends vorüberging, luden sie mich ein, mit ihnen zu essen, was ich mir denn auch nicht zweimal sagen ließ, sondern setzte mich zu ihnen und griff gleich mit meiner fünffingerigen Adamsgabel in die gemeinschaftliche

Fleischschüssel. Deshalb legte sich mein Kollege auf das Angareb zur Ruhe und ich hielt Wache beim Feuer. Nach Mitternacht nämlich wollten wir nicht essen, um am Morgen, an dem hohen Muttergottesfeste zum erstenmal die hl. Messe und Kommunion in unserer teuren Station Lul feiern zu können. Raun zeigte sich das herrliche Morgenrot am Himmel, so untersuchten wir die Gegend, wo wir uns denn eigentlich befanden. Endlich kamen zwei Schilluk mit ihren großen Lanzen auf uns zu, welche uns

zur Station hinwiesen, wo wir auch bald unsere Mitbrüder gesund und zufrieden antrafen. Der Steuermann hatte in der stockfinsternen Nacht das Ufer nicht gut beobachten können und hatte uns um eine halbe Stunde zu weit gebracht.

Noch ein Opfer verlangte der Herr von uns; da nämlich in der Station weder Hostien noch Mehl vorhanden waren, so konnte ich demnach das heilige Opfer nicht darbringen; deshalb brachten wir dieses Opfer dem Herrn zum Heile der Schilluk dar.

Don Kairo nach Chartum.

Bericht des Hochw. P. Antonio Stoppani, Sohn des hhl. Herzens Jesu.

(Siehe Nummer 4.)

Noch worin besteht diese 3. Klasse? In einem oder mehreren offenen Wagen. In demselben bringt man sich so gut oder so schlecht unter, wie man eben einen Sack voll Kohlen oder ein paar Duzend Ziegelsteine unterbringen würde. Die glühende Sonne entsendet ihre Strahlen unparteiisch und in der freigebigsten Weise auf alle; auch der Staub fliegt hin und her; er ist so freundlich, möchte fast sagen, so zudringlich, daß er nicht nur durch alle offenen Türen, sondern sogar durch die scheinbar verschlossenen, durch die Poren zu dringen wagt; würde einmal Feuer vom Himmel fallen, so hätten die Insassen der 3. Klasse keinen andern Ausweg, als sich unter ihr Reisegepäck zu vergraben. Wenn es wahr ist, was man sagt, daß nämlich im Jahre 1903 die Eisenbahnwagen von Halsaia nach Chartum bedeutende Verbesserungen erhalten, so würde unseren Nachfolgern wohl die Freude genommen werden, ähnliche Abenteuer erzählen zu können.

Doch schauen wir uns unsern Waggon etwas näher an! Er war ziemlich geräumig, das ist schon wahr; doch da wir unsern an 35 waren und jeder von uns mehrere Stück Gepäck bei sich führte, war er doch keineswegs zu groß; im Gegenteil.

Bevor ich eingestiegen war, hatte ich jemanden, der sich an der Türe befand, gefragt, ob für zwei noch Platz daselbst sei. Ein barsches „Nein!“ war die Antwort. Auf das hatte ich mich ja schon vorbereitet und so verdroß es mich wenig; ich gab auch die Hoffnung nicht auf, trotz aller Schwierigkeiten doch noch ein Unterkommen für uns zu finden und, indem ich nochmals den fast vergessenen Humor

ex illis temporibus und mir erwachen ließ, schwang ich mich mit einer Elastizität, die einem Turnlehrer von Sparta Ehre gemacht hätte, auf die Vorplatte des Waggons, erfaßte die Türklinge, schlüpfte hinein und mein Bruder mir nach über verschiedene Gegenstände, weiß nicht, ob tote oder lebende, schlafende oder wachende und ehe sich die andern versahen, befanden wir beide uns in einer Ecke des Waggons, gerade, als ob wir schon 8 Tage lang daselbst logiert hätten. Bald hatten wir auch Zeit, uns unsere Reisegefährten ein wenig anzuschauen; sie waren von allen Zungen und Farben, die hier im Sudan vorkommen pflegen. Was jedoch meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, war ein armes Mütterlein, das mitten im Waggon lag; es hatte noch zwei Kinder bei sich und schien sich um die Umgebung garnicht zu kümmern. Obwohl nun ähnliche Vorkommnisse hier im Sudan und selbst im schon längst kultivierten Ägypten nichts Neues mehr sind, so fanden doch einige Mitreisende die Sache für anstößig und verlangten, daß man der Frau einen andern Platz anweise. Dies geschah; doch mußte zu diesem Zwecke der ganze Waggon herumgedreht werden. Kisten, Kasten, Säcke und Gepäcke, Herren und nicht Herren, alles mußte sich eine Revolution gefallen lassen. Alles wäre noch gut gegangen; da stieß man plötzlich auf ein unerwartetes Hindernis. Was war das? Ein Reisender, wahrscheinlich von Neapel, hatte, um seinen Platz nicht zu verlieren, seinen Lehnstuhl ganz ausgebreitet; es war eine Art Bett und man war einen Augenblick in Verlegenheit, was man damit anfangen sollte. Man schob ihn von rechts nach links, von links nach rechts, bald

versuchte man so und bald so; bald hob man ihn in die Höhe; doch immer drohte Gefahr, er möchte auf die Köpfe der Zunächststehenden herunterfallen, und bald stellte man ihn wieder, wie er vorher gestanden, doch alles umsonst! Er blieb so ungeschickt und so unpraktisch wie vorher. Endlich verlor einer der Anwesenden die Geduld; er nahm das Ding ärgerlich mit beiden Händen und machte Miene, ihm den umgekehrten Weg zu zeigen, den wir beide kurz zuvor beim Einsteigen genommen. Dies wäre auch mir eigentlich nicht unlieb gewesen, denn so hätten wir alle etwas mehr Platz bekommen, doch hatte ich auch wieder Erbarmen mit dem armen Kerl; entschlossen trat ich hinzu und riß dem Verwegenen den Sessel aus der Hand, um ihn seinem Eigenthümer wieder zurückzuerstatten. Dieser Liebesakt gefiel allen Anwesenden. Auch sie hatten einiges Mitleid mit dem Armen gehabt und da sie das Verfahren gegen die arme Frau, welche eine Araberin war, auch schon etwas empört hatte, fingen sie alle an, den verwegenen und übereifrigen Diener nach Noten herunterzuputzen: der eine verwünschte seinen Vater, der andere seine Mutter; dieser nannte ihn ihn einen Hund, jener einen Heiden oder gar einen Christen, was wohl das Gemeinste ist, was ein Mohammedaner sich vorzustellen vermag; kurz, jeder hatte ihm etwas Besonderes zu wünschen und bis ihr Wörterbuch einmal erschöpft worden wäre, glaube ich, hätte es noch lange gebraucht!

Endlich war ein Platz für jeden und für alles gefunden. Auch wir mußten uns den neuen Verordnungen fügen. Mit uns verfuhr man jedoch ein wenig respektvoller, oder besser gesagt, nicht gerade so unbarmherzig und zudem wurden wir mehrermale durch ein „Malesch!“ (macht nichts!) getröstet. Es ist dies hier die übliche Form, um Entschuldigung zu bitten.

Ich sprach soeben von dem hier im Sudan so famosen Staurbe; würde auch noch etwas mehr davon sagen; doch jede, wenn auch noch so gewissenhafte Beschreibung seiner Tätigkeit, würde weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben! Von ihm könnte man sagen, was einst Dante vom Feuer der Hölle behauptete, daß er nämlich mit Verstand begabt sei

und überall, bis auf die Knochen eindrang, in Mund und Nase, Augen und Ohren! Und wenn der Zug erst so recht rasend dahinsauzte, wahrlich, da verging einem Sehen, Hören und Athemholen! Bald waren wir alle wie unter dem Wüstenfande begraben; ich glaube, wenn man über uns Erbsen oder Bohnen gesät hätte, sie hätten nur noch ein wenig Regen und Zeit gebraucht, um aufgehen, wachsen und gedeihen zu können! Auch der gute Napolitaner war ein solcher Erbsenacker geworden, doch das kümmerte ihn wenig; er lag wieder so gemütlich da, als ob nichts passiert wäre; er schlief und schnarchte und es schien, als ob er unter einer wollenen Decke ruhe.

Wie rasend fuhr unser Zug durch die Wüste; die einzelnen und seltenen Stationen wurden kaum sichtbar. Hielt der Zug einen Augenblick still, so mußte man diese Gelegenheit schnell benützen, um ein wenig Nahrung zu sich nehmen zu können; doch auch dann brauchte man nicht für Asche zu sorgen, wenn vielleicht jemanden die Lust angewandelt hätte, mit solcher seine Speisen zu würzen; ehe man sich's versah, war schon alles wie mit einer handvoll Pfeffer überstreut.

Ich hätte gerne ein wenig geschlafen, doch das war unter solchen Umständen unmöglich. So verging die ganze Nacht. Endlich wurde es im Osten rot. «Te Deum laudamus!» (Großer Gott, wir loben dich!), fing ich wie neubelebt an für mich hinzusingen. Ich schüttelte die weiße Decke, so gut es eben ging, ein wenig ab und schickte mich an, mein Morgengebet zu verrichten und ein wenig zu betrachten. Stoff gibts unter diesen Umständen genug; da braucht man kein Buch und auch ist es nicht notwendig, sich die Betrachtung in zwei oder drei Punkte zu zerlegen; denn oft fängt man an, und kaum glaubt man erst recht angefangen zu haben, wenn man merkt, daß schon zwei ganze Stunden verflossen sind, seit man Gottes Allmacht und Weisheit in der Erschaffung und Regierung der Welt bewundert hat.

Am andern Morgen befanden wir uns in Abu-Gamed. Wir hatten schon einen guten Weg zurückgelegt, doch blieb uns immer noch eine gute Strecke. (Schluß folgt.)



Aus dem Missionsleben.

Ein Speisewirt als Apostel.

Ich habe einen Christen, dessen ganze theologische und mystische Wissenschaft sich auf folgende vier Sätze beschränkt, welche er überall und immer, zu gelegener und ungelegener Zeit wiederholt:

„Man muß seine Seele retten und Gott anbeten.“

„Warum? „Weil man den Himmel erwerben und der Hölle entgehen muß.“

Wie? „Indem man Christ wird und die Gebote hält.“

Und als Folgesatz fügte er noch bei: „Du begreifst, es handelt sich nicht darum, ein Religionsesser zu sein: man muß Gott mit redlichem und aufrichtigem Herzen dienen.“

Mit diesem leichten Gepäck durchzieht er die Marktflecken und Weiler, bereitet die Mittagessen bei Hochzeiten und Beerdigungen: denn er ist seines Zeichens Speisewirt und führt mir viele Rekruten herbei. Er verläßt das Dorf nicht, ohne mich vorher um die Erlaubnis dazu zu bitten, indem er beifügt: „Vater, sei ohne Besorgnis, ich werde die Regeln nicht verletzen und werde Propaganda machen.“

Bei seiner Rückkehr kommt er freudestrahlend wieder zu mir und sagt mir immer dieselben Worte: „Der Vater hat große Verdienste (das ist das pflichtgemäße Kompliment); wieder eine, zwei, drei, manchmal mehr Familien, welche die Anbetung machen werden.“

Und oft redet er wahr. Er verteidigt seine Glaubenslehre bei diesen Mahlzeiten bisweilen mit einem Eifer, der bis zur Beredsamkeit geht.

Ich gehe an einem Abend dieses Winters aus, um zu sehen, ob die Kinder, Katecheten und Diener, die Maulesel und Hunde an ihren Posten sind und höre in dem verfallenen Hause eines Nachbarn einen sehr lebhaften Wortwechsel. Die durchlöcherter Mauer gestattet mir alles zu hören. Ich horche auf, was übrigens, da man so laut sprach, eine fast unnütze Vorsicht war. Es war mein braver Speisewirt, der voller Enttäuschung erklärte, wie er während des Tages einen neuen Katechumenen gehört habe, welcher, da er von einigen Heiden wegen seiner Befehring zum Christentum verspottet ward, zu antworten gewagt hatte: „D, du weißt, ich bin ein Schaukelmann. Die christliche Religion hat Gutes an sich, davon nehme ich etwas an; unsere heidnischen Gebräuche haben auch Gutes an sich, ich behalte auch davon

etwas bei. Ich gehe in die Kirche und bete und zünde auch den Götzen Weihrauch an.“

„Ah!“ hatte mein Christ, der gegenwärtig war, sofort erwidert, du issest mit zwei Gebissen; du willst Gott und den Teufel anbeten, die Regeln halten und verletzen; glaubst du denn, daß du gleichzeitig in den Himmel hinaufsteigen und in die Hölle fallen, deine Seele retten und sie verlieren kannst? Du betrügst den Vater, aber den lieben Gott kannst du nicht betrügen.“

Mein Mann hatte ihm, ohne von seinen vier Sätzen abzugehen, auf der Stelle einen derben Verweis gegeben. Als der Abend gekommen und er nach Hause zurückgekehrt war, schauderte er noch vor Enttäuschung und als er den Vorfall den Nachbarn berichtete, schien es, als habe er seinen unvershämten Gegner noch vor sich, gegen den er seine kleine katilinarische Rede mehreremale und voll Feuer wiederholte.

* * *

Ein Greis als Missionär.

Gener Speisewirt ist nicht der einzige, der zum Apostel wird. Ich habe nicht weit von hier einen Alten von Achtung gebietendem Äußern und von einer Güte, welche auf seinem offenen Gesichte wiederstrahlt; er hat so etwas vom Anstrich eines Gelehrten. Sein Name ist Abba. Er nun greift die Sache anders an. Er ladet die Freunde ein, ihn zu besuchen oder besucht sie selbst und mit einem Lehrbuch in der Hand hält er ihnen eine gute und gründliche Christenlehre, löst ihre Einwendungen, beseitigt ihre Schwierigkeiten und bringt es bisweilen dazu, sie zu überzeugen. Am Sonntag, wenn der Vater seinen Unterricht erteilt hat, wiederholt er dessen Predigt nach seiner Auffassung und macht sie demjenigen Teile des Publikums, welcher dieselbe nur halb oder garnicht verstanden haben sollte, verständlich.

Vor vier Wochen an einem Sonntag fühlte ich mich nach der Stationsandacht müde und bekam Lust, auf einem Esel auszureiten. Ich besteige mein Tier und lasse es gehen, wohin es will. Es bringt mich in ein großes Dorf, wo ich nicht mehr denn eine Familie von Katechumenen zähle. Ich steige ab und lasse die Kinder sich um mich sammeln; es folgen dann auch die Eltern, ja sogar Alte aus der

zweiten und dritten Generation. Zuerst rede ich von unbedeutenden Dingen und hierauf von Religion.

Mehrere sagen zu mir: „O Vater, wir wissen das alles schon. Abba hat es uns gelehrt.“

„Ganz recht. Ist sein Haus weit von hier?“

„Rein, im Dorfe, welches du im Nordosten siehst.“

„Ich will hingehen und ihn beglückwünschen.“

„Vater, er ist noch nicht heimgekehrt.“

Am folgenden Tage bei Tagesanbruch finde ich ihn im Winkel eines Hauses der Nachbarschaft mit einer ganzen Schar guter alter Papas der Umgegend; auch sie waren am Abend nicht an den heimatischen

Herd zurückgekehrt. Ihre roten und noch nicht recht offenen Augen bezeugten, daß die Nacht nicht ganz auf den Schlaf verwendet worden war. „Ah! ah!“, sage ich lachend, da habe ich euch! Ihr habt hier Hochzeit gehalten, guten Wein getrunken und vielleicht um Geld gespielt.“

„Ah, jawohl, Vater,“ antwortete mir der Jüngste, Abba ist bei uns und erklärte uns gestern bis tief in die Nacht hinein die Glaubenslehre von der hl. Eucharistie.“

Diese kleinen Überraschungen tun, seien Sie dessen versichert, dem Missionär in der Seele wohl.

Dr. J. Chrysostomus Mitterutzner †.

Wie wir in der letzten Nummer mitteilten, starb am 15. April im Chorherrenstifte Neustift bei Brigen der P. T. hochwürdige Herr Dr. J. Chrysostomus Mitterutzner. Mit ihm ist ein seltener Mann, eine Zierde der katholischen Wissenschaft, ein tüchtiger Philologe und einer der größten Sprachkenner der Jetztzeit, ein erfahrener Schulmann, ein begeisteter Förderer des kath. Missionswesens, ein Menschenfreund von seltener Opferwilligkeit und Selbstlosigkeit, ein Ruhm des schönen Tirol dahingegangen. Viele Tagesblätter und Zeitschriften in Tirol, Österreich und Deutschland haben ausführliche Nachrufe, Lebensbeschreibungen und Aufsätze über ihn gebracht, worin die verschiedenen Seiten seiner Verdienste hervorgehoben werden. In der „Mugsburger Postzeitung“ erschienen zwei Aufsätze über den „letzten Schüler Mozofantis“, worin besonders Mitterutzners Sprachkenntnisse gewürdigt werden. Weitere ausführliche Aufsätze und eine Autobiographie sind in Vorbereitung.*) Wir selbst haben bereits in Nr. 2 und 3 des II. Jahrganges des „Stern der Regier“ eine Lebensbeschreibung Mitterutzners mit eingehender Berücksichtigung seiner großen Verdienste um die Mission von Zentralafrika, die Kongregation der Söhne des hl. Herzens Jesu und deren Missionshaus in Mähland veröffentlicht. Hier möge noch ein kleiner Nachtrag zu unseren damaligen Veröffentlichungen folgen.

Mitterutzner war wohl der größte und aufrichtigste Freund und Wohltäter, den die Mission von Zentralafrika je besessen hat. Da er als solcher weit und breit bekannt war und die Leute wußten, daß sie ihm keine größere Freude machen konnten, als wenn sie ihm Almosen für Zentralafrika übergaben, so liefen reichliche

Gaben von vielen Seiten bei ihm ein. So lange er als Professor und Direktor am k. k. Gymnasium zu Brigen wirkte, benützte er seine Beziehungen zu hohen und vermögenden Familien und Persönlichkeiten und seine Ferienreisen, um für die Mission etwas zu bekommen. Nachdem er im Jahre 1893 die Stelle eines Gymnasialdirektors niedergelegt und sich zur wohlverdienten Ruhe nach Neustift zurückgezogen hatte, wirkte er in der stillen Klosterzelle als „Opferstock“ und als „Kooperator“ — wie er sich gern nannte — für die Mission. Trotz seines hohen Alters stand er bis in die letzten Tage stets in lebhafter Korrespondenz mit seinen vielen Freunden. Schreiber dieses stand mit Mitterutzner seit 1881 in fortgesetztem brieflichen Verkehr, besuchte ihn oft in Brigen und Neustift und erhielt von ihm viele Tausende von Kronen für die Mission. Mitterutzner ließ keinen Brief unbeantwortet, sondern erwiderte stets pünktlich mit seiner netten und deutlichen Schrift. Den meisten seiner Briefe legte er ein oder mehrere „Bildchen“ — wie er sagte — bei; diese „Bildchen“ waren Banknoten von 5, 10, 100 und selbst 1000 Gulden oder Mark für „unsere Mission“, so nannte er die Mission von Zentralafrika. Selten ging ein Missionär, der ihn besuchte, ohne ein solches „Bildchen“ oder wenigstens eine Goldmünze von seinem Zimmer fort. Jeder Missionär wurde von ihm mit heller Freude empfangen. Kaum hatte man sein Zimmer betreten, so eilte der edle Mann zu seinem Schranke, schaute im „Opferstock“ oder seiner Missionskassennach und bedachte den Missionär mit einem reichlichen Almosen. Fand er die Missionskasse leer, so suchte er aus dem Scherlein, das er sich durch Schriftstellerei erworben hatte, eine Goldmünze her-

*) Die Autobiographie ist soeben erschienen. Siehe Umschlag Seite 4.

aus und händigte sie dem Missionär ein. Was bei seinem unerschöpflichen Wohlthätigkeitsfinn für die Missionäre besonders auffiel, war seine absolute Selbstlosigkeit. Nie habe ich gemerkt, daß er auf irgend eine Anerkennung oder gar Belohnung seiner mehr als fünfzigjährigen, fast unerschöpflichen Freigebigkeit gerechnet hätte. Er gab Hunderte und Tausende in die Hände der Missionäre mit solcher Einfachheit und Anspruchslosigkeit, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Es machte den Eindruck, daß das Geben ihm Pflicht und Bedürfnis, Lohn und Genugthuung und etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches sei. Er machte mit seinen Gaben gar kein Aufsehen. Wie gesagt, hat Schreiber dieses von Mitterrutzner viele Tausende für die Mission von Zentralafrika erhalten. Es wäre wirklich interessant, die Summen zusammen zu zählen, die Mitterrutzner der Mission von Zentralafrika unter 3 Provinzialen und 3 apostolischen Vikaren zugewendet hat! Diese Gesamtsumme würde durch ihre Größe alle in Staunen setzen! Meines Wissens hat Mitterrutzner selbst diese Summen nicht verzeichnet; es genügte ihm, sie gegeben zu haben! Diese Summen sind aber verzeichnet im Buche des Lebens und Gott wird mit ewigem Lohne diesem wahrhaft großartigen Wohlthäter der Mission von Zentralafrika vergelten.

Seine Teilnahme für die Mission von Zentralafrika blieb ungeschwächt bis zu seinem Tode. Trotz seines hohen Alters blieb der ehrwürdige Greis bis zuletzt geistig frisch und Schreiber dieses erhielt von ihm einen, mit der gewohnten netten Schrift geschriebenen, langen Brief zehn Tage vor seinem Tode. Sein Krankenlager war kurz. Da ich am Gründonnerstag von seinem gefährlichen Zustande in Kenntnis gesetzt worden war, so eilte ich nachmittags nach Neustift. Der Kranke war zeitweise nicht ganz bei sich und erkannte teilweise bekannte Personen

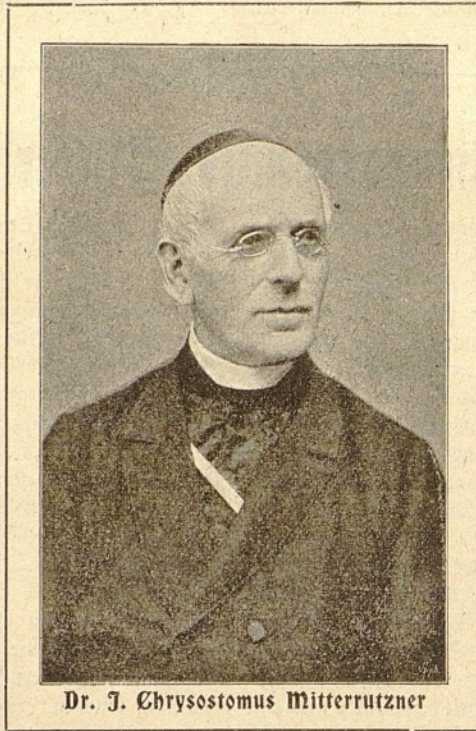
nicht mehr. Ich hegte den lebhaften Wunsch, ihn noch einmal zu sehen. Ich erlangte, daß die Krankenschwester, die ihn pflegte, mich bei ihm anmeldete. Sogleich nickte er mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß ich eintreten dürfe. Er erkannte mich auch gleich, und da ich sah, daß er den Mund mit Blut gefüllt und Schwierigkeiten hatte, zu sprechen, machte ich es kurz, sprach ihm den Dank unserer Kongregation und Mission aus für all das, was er beiden Gutes erwiesen, versprach, daß wir für Zeit und Ewigkeit ihm dankbar bleiben werden und bat für die Kongregation, Mission und mich um seinen Segen. Die Krankenschwester reichte ihm Weihwasser, und indem er sein brechendes Auge auf mich heftete, machte er mit der Hand ein großes Kreuzzeichen, und ich vernahm die Worte: „Der Vater, der Sohn und der heilige Geist“. Ich küßte ihm die Hand, und er wollte noch die meinige ergreifen, wie er es gewöhnlich machte, aber ich ging rasch von dannen mit dem Gruß: „Auf Wiedersehen! Gelobt sei Jesus Christus!“

Am 15. April ging der große Wohlthäter unserer Mission ein zur ewigen Ruhe und zum Empfang des göttlichen Lohnes. Bei seinem großartigen Leidenbegänne, woran sich auch Se. Excellenz, der hochwürdigste Fürstbischof von Brixen beteiligte,

nahmen der Obere, die Professoren und Zöglinge teil. Im Missionshause wurde ein feierlicher Seelengottesdienst für den großen Missionsfreund gehalten.

Im Kreuzgange des Chorherrenstiftes Neustift bei Brixen rechts vom Eingange zur herrlichen Stiftskirche sind am Fuße der Mauer die einfachen Worte zu lesen: «D. Chrysostomus.» Da ruht die sterbliche Hülle Mitterrutzners.

Wir legen namens unserer Kongregation und Mission den Kranz aufrichtiger Verehrung und ewiger Dankbarkeit auf das Grab unseres großen Wohlthäters nieder. Gott sei ihm ewiger Lohn! X. G.



Dr. J. Chrysostomus Mitterrutzner

Am Marterpfahl.

Novelle von Pater Bernard Zorn, Sohn des heiligsten Herzens Jesu.

Sein Vorschlag wurde angenommen. Sofort befreite man den beiden Gefangenen die Füße und ließ sie, die Hände jedoch noch zusammengebunden, nach ihrer Wohnung gehen. Das war viel von den Wilden! — Wer bürgte dafür, daß der tapfere Weiße sein Wort halte? Daß er nicht vielmehr sich mit den Freigelassenen vereinige, ihnen schnell die Hände befreie und dann gemeinschaftlich mit ihnen wieder von Neuem gegen sie kämpfen würde? Doch sie hatten den biederern Charakter Williams genügend erkannt — er war ein Mann und würde sich lieber sofort selbst an den Marterpfahl gebunden haben, als sein Wort brechen! Und wirklich, während Vater und Sohn ihrem Hause zuschritten, wo sie mit unendlichem Jubel begrüßt, empfangen und von ihren Fesseln befreit wurden, schritt William, dem Tode trotzig ins Auge schauend, auf seine Henkersknechte los. Etwas weiter zurück, etwa 150 Schritte vom Orte der Unterredung, befand sich ihr Lager, das mehr einer Hyänenhöhle oder einer Drachenbrut als einer Versammlung mit Vernunft begabter Wesen gleich. Es befanden sich nämlich dort auch die Weiber der Wilden und wenn in der hl. Schrift der Zorn eines Weibes, einerlei von welcher Rasse, schon als das Schrecklichste auf dieser Welt geschildert wird, fürwahr, die Schrecklichkeit einer gereizten Hyäne der Urwälder Afrikas spottet jedem irdischen Vergleiche; da muß man schon ins Jenseits sich begeben, zur Hölle hinabsteigen und sich die Schwiegermutter Luzifers anschauen! — — —

Und wäre nur eine einzige solche Furie dort gewesen . . . mehrere Duzend befanden sich daselbst, von welchen eine jede die andere an Grausamkeit übertreffen wollte. Diesem Gesindel nun ging William entgegen! — — Wahrlich, sein voriger Ausdruck: „Der tapfere Weiße hat gesprochen!“ war keine unbegründete Prahlerei in seinem Munde gewesen!

Ich glaube, viel begieriger können sich am jüngsten Tage nach vollendetem Urteilspruche die Teufel nicht auf die zur Linken stürzen, als die wilden Weiber sich auf William stürzten! — So ein blutiges Vergnügen hatten sie schon lange erwartet. Doch war es nicht das erstemal, daß ihnen ein solches zuteil wurde und sie hatten sich daher schnell mit allen brauchbaren Marterwerkzeugen versehen.

Was William bei ihrem Anblicke dachte, weiß

ich nicht; er hat es auch niemanden gesagt. Doch, er wäre kein Mensch mehr gewesen, wenn, im ersten Augenblicke wenigstens, sich ihm das Blut nicht aus allen Venen zum Herzen zurückgezogen hätte, wenn sich ihm die Haare auf dem Kopfe nicht gerichtet und er nicht an allen Gliedern gezittert hätte!

Diejenige, welche am schnellsten vorausgelaufen und zuerst mit ihm zusammengestoßen war, schlug ihm eine brennende Fackel ins Gesicht, spie ihn an und begab sich dann auf die Rückseite, von wo aus sie gehend, schreiend und rasend, ihm einen Fußtritt nach dem andern gab.

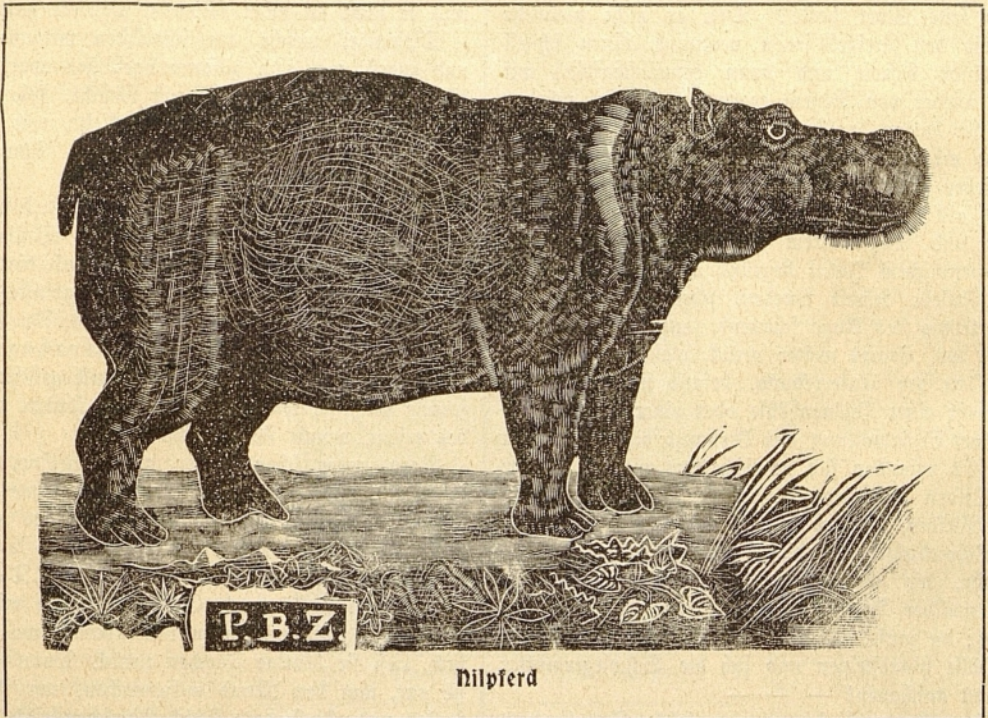
Während sie so ihre unersättliche Rache befriedigte, war eine Zweite angekommen, die William mit dornigen Reifern ins Gesicht und auf die bereits fest gebundenen Hände schlug. Dabei grinste, höhnte und lachte sie so abscheulich, daß dies für William eine größere Qual sein mußte, als alle vorhergehenden. Als sie, wie es schien, ihre erste Lust gekühlt hatte, sprang auch sie wie eine Rahe nach hinten und half der ersten, womit sie abwechselte.

Zorn waren schon wieder, nicht nur eine, sondern zwei, drei und es kamen ihrer noch immer mehr; so viele, daß nicht einmal alle Platz hatten und daher nicht schnell genug die Reihe an alle kam, dem tapfern Weißen auch einmal ihre Tapferkeit zeigen zu können! Eine kratzte ihm mit ihren Krallen im Gesichte herum und überall, wo sie hinkam, ließ sie blutige Furchen zurück. Dann versuchte sie gar, ihm den Mund aufzumachen, um ihm ein faules und stinkendes Stück Menschenfleisch hineinzustopfen. Doch das hatte sie sich nicht gut genug überlegt; dabei war sie zu hastig zu Werke gegangen und hatte sich schon zu früh über ihren Triumph gefreut! William nämlich, der ihre Absicht durchschaut, öffnete zwar den Mund, schloß ihn aber auch wieder zur rechten Zeit und biß, wie er es beabsichtigt, der Alten einige Finger bis zur Hälfte weg. —

„Saarraak! Saarraak! Calb! Calb!“ (Räuber! Räuber! Hund! Hund!) stöhnte, brüllte die Verwundete und reizte dadurch die andern noch immer mehr auf. Ihre blutriesenden Finger in die Höhe hebend, begab sie sich, wie wahnsinnig sich gebarend vor Schmerz zu ihrem Manne und ihrem Sohne, die bewaffnet sich auch unter den Kriegern befanden und ein wenig zurückgeblieben waren, um zugleich

mit ihrem neuen Häuptlinge sich über das Schicksal des Gefangenen zu beraten. Wie eine solche verwundete Furie es nur zu tun imstande war, forderte sie die ihrigen auf, sie so grausam wie möglich zu rächen. Unterdessen trieben die andern Negerweiber da vorn noch immer ihr grausiges Spiel mit ihrem Opfer: Einige hatten versucht, seine Kleider, die sie nicht hatten abreißen können, in Brand zu stecken, um ihn nachher besser am ganzen Leibe martern zu können, und zum Teil war es ihnen auch gelungen. Schon waren einige damit beschäftigt, ihm glühende

Eisenstäbchen durch die Waden und Arme zu stecken; ein schauerlicher Anblick war es, William lebendig gebraten zu sehen und das Fleisch um das glühende Eisen herum kreischen zu hören. William war an den Füßen noch nicht gebunden. Er hatte noch gute europäische Stiefel an, die, weil sie für die Reise bestimmt, vorn und überall gut mit Nägeln beschlagen waren. Dann und wann, wenn eines dieser Geschöpfe sich gar zu dumm und unvorsichtig benahm und in seinem Eifer vergaß, daß sie es mit dem tapferen Weißen zu tun hatte, holte dieser mit dem



linken Fuße aus und gab ihr die Spitze seines Stiefels zu küssen. Daß dabei die zu diensteifrige Alte auch noch ihren letzten Zahn verlor und vielleicht noch die halbe Zunge mit, wird jeder begreifen!

Die Beschwörungen der Vorerwähnten hatten nicht verfehlt, ihren Zweck zu erreichen. Mehrere bewaffnete Krieger stürzten schon auf William los und hätte der Häuptling es ihnen nicht verwehrt, um ihn für noch größere Marter aufzuparen, wahrlich, sie hätten William buchstäblich in Stücke gerissen. Dobb (Bär), der Mann jener Alten, hatte sich jedoch, trotz des Verbotes seines Vorgesetzten, nicht enthalten können; er kam hinzugelassen, schäumend

vor Wut. In der Rechten schwang er dreimal eine Waffe in der Luft herum, die Ähnlichkeit mit einem Beile hatte und schleuderte sie dann gegen den Kopf des Weißen. Er war jedoch nicht geschickt genug, oder besser gesagt, William war noch geschickter gewesen als er; denn dieser hatte mit erstaunlicher Schnelligkeit, er wußte selbst nicht wie, die rechte Hand eben noch rechtzeitig lösen können. Er fing die Waffe auf, die ihn töten sollte. Sie war mit solcher Wucht geschleudert, daß sie, als William ihren Stiel auffing, diesen noch etwas nach hinten mitriß. Doch das kam gerade gelegen und so konnte William schon in einem wieder ausholen und dem Angreifer die Waffe wieder zurückwerfen. Das alles

war das Werk einer Minute. Die zurückgeschleuderte Waffe traf Dubb, der eben vorhatte, sich mit einem Satze auf die vermeintliche Leiche des tapferen Weißen zu stürzen, so unglücklich mitten in die Stirne, daß der Kopf förmlich gespalten wurde und der Arme im Augenblick eine Leiche war.

So ein Meisterstück hatte noch keiner der Wilden geliefert! Obwohl durch diesen Zwischenfall die Wut der Schwarzen gegen William noch immer gesteigert wurde (wenn sie überhaupt noch größer werden konnte), so wuchs aber auch der Respekt und selbst

eine mysteriöse Bangigkeit vor dem tapfern Weißen in ihnen immer mehr. Töten wollten sie ihn noch nicht; was sie jedoch mit ihm anfangen sollten, darüber waren sie selbst noch nicht im Klaren. Einige rieten, man solle versuchen, ihn zu bewegen, ein Mitglied des Stammes zu werden. Vielleicht, wenn er sich gar bereden ließ, ihr Häuptling zu werden . . . unter einem solchen Anführer würden sie bald alle ihre Nachbarstämme unterworfen und tributpflichtig gemacht haben.

„Ja,“ sagte ein anderer, „das wäre allerdings ein



guter Rat und, sollte er gelingen, ich würde sicher nicht derjenige sein, der über den Erfolg unserer heutigen Expedition unzufrieden wäre, aber, aber — der tapferer Weiße hat andere Götter als wir . . . ich fürchte, daß er sie nicht mit den unsrigen vertauschen wird!“

„Was?“ warf diesem ein Anderer vor, was?“ Ist er nicht unser Gefangener, ganz in unserer Gewalt? Muß er nicht tun, was wir ihm befehlen? Wird er nicht froh sein, um sein Leben retten zu können, alles zu tun, was wir von ihm verlangen?“ Der Redner war ein großer Häuptling und von allen gefürchtet. „Bringet ihn her!“ rief er denjenigen zu, die um William standen und ihn be-

wachten. Diese forderten den tapferen Weißen auf, mit ihnen zum Häuptling zu gehen. Die Hände hatte er frei, denn nach jenem Ereignis von vorher hatte keiner es mehr gewagt, Hand an ihn zu legen. William sprach gar nichts. Seine Augen funkelten wie die eines Tigers, wenn er in der Falle ist und keine Hoffnung mehr auf Rettung hat. Was wird wohl jetzt kommen? dachte er bei sich. Schon stand er dem Häuptlinge gegenüber. Dieser musterte ihn von oben bis unten. Er schien fast Mitleid mit ihm zu haben, so schrecklich hatten die Weiber ihn verarbeitet! —

„Der tapferer Weiße,“ begann er feierlich, „ist in unserer Hand. Er ist unser Gefangener. Wir

können also mit ihm machen, was wir wollen! — Wir können ihm mit einemmale den Kopf abschlagen und wir können ihm mit unsern Haken den Bauch aufreißen und mit Kohlen füllen; wir können ihn abschlachten und sein Fleisch verzehren und wir können ihn auch an den Marterpfahl binden, ihn an demselben langsam zu Tode quälen und seine Überreste den Vögeln des Waldes hinterlassen!“ Dann schwieg er einige Augenblicke, dem tapfern Weißen scharf ins Gesicht schauend, um zu sehen, was für einen Eindruck seine Rede auf ihn mache; — doch William zuckte nicht einmal mit den Augenlidern. Das steigerte die Bewunderung des Häuptlings aufs Höchste. Ja, er mußte alles versuchen, so einen Krieger auf seine Seite zu bekommen! — „Der tapfere Weiße,“ fuhr er nach kurzer Zeit fort, „ist der Sohn eines tapferen Vaters; Allah hat ihn gesegnet und ihm ein sicheres Auge und eine gute Faust gegeben!“ Wiederum hielt er inne, um zu beobachten, ob diese Schmeichelworte einen bessern Eindruck auf ihn machten; doch William bewegte keine Muskel! Er fuhr also bald wieder fort: „Ist's der tapfere Weiße zufrieden, so bin ich sein Freund und alle meine Leute sollen ebenfalls seine Freunde sein. Er wird mit uns auf die andere Seite des Flusses gehen. Dort, an einem schönen See sind unsere Wohnungen. Ungeheure Wälder breiten sich um uns aus und, so wahr Allah die Welt erbaut hat, schönere Jagdgebiete gibt es nicht unter der Sonne!“ — Er hielt nochmals ein, um für den großen Schlag alle seine Verehrsamkeit, Liebenswürdigkeit und Klugheit zu sammeln.

„Der tapfere Weiße,“ fuhr er fast singend und jubelnd fort und legte seine beiden Daumen auf die Stirne, „hat einen dicken Verstand, einen hölzernen Willen und ein rundes Herz (dabei fuhr er mit der Linken über seinen buntbemalten Bauch); alle müssen ihn lieben, doch auch alle sollen ihn fürchten! — Auch — unsere Feinde! — Der tapfere Weiße — o, wäre er unser Häuptling — vor ihm würden alle fliehen und seine Hand würde alle zerschmettern, die sich ihr entgegensetzten! Ist der tapfere Weiße zufrieden, so reiche er mir die Hand!“ — —

William rührte sich nicht . . . Nie kocht es so fürchterlich in den Alpen Tirols, wenn im Juni sich ein großes Gewitter zwischen ihnen festgesetzt hat, als es jetzt in dem Herzen des enttäuschten Häuptlings kochte! Haß, Neid, Verachtung, Rache und, wer weiß was alles, stiegen in ihm auf und drohten ihn umzubringen. Einen Augenblick konnte es ihm vielleicht noch gelingen, sich zu bezwingen. Er suchte daher, so gut oder so schlecht es eben ging, seine Aufregung zu verbergen und begann nochmals 'als

ob er noch etwas Vergessenes hinzufügen oder etwas vielleicht Mißverständenes erklären oder wenigstens eine Äußerung des tapferen Weißen erfahren wolle. „Daß wir andere Götter haben als die Weißen wird dem tapferen Weißen doch sicher nicht den Plan verderben! Muß er doch auch zugeben, daß unser Prophet viel größer und mächtiger ist als der der Weißen. Daß unser Prophet viel tapferer war als der der Weißen, der sich feige an den Marterpfahl binden ließ!“ —

Williams Augen sprühten Blitze. Hätte er nur eine von den Waffen in die Hände bekommen, o, wie würde es dem Verwegenen und noch mehreren Umstehenden ergangen sein!

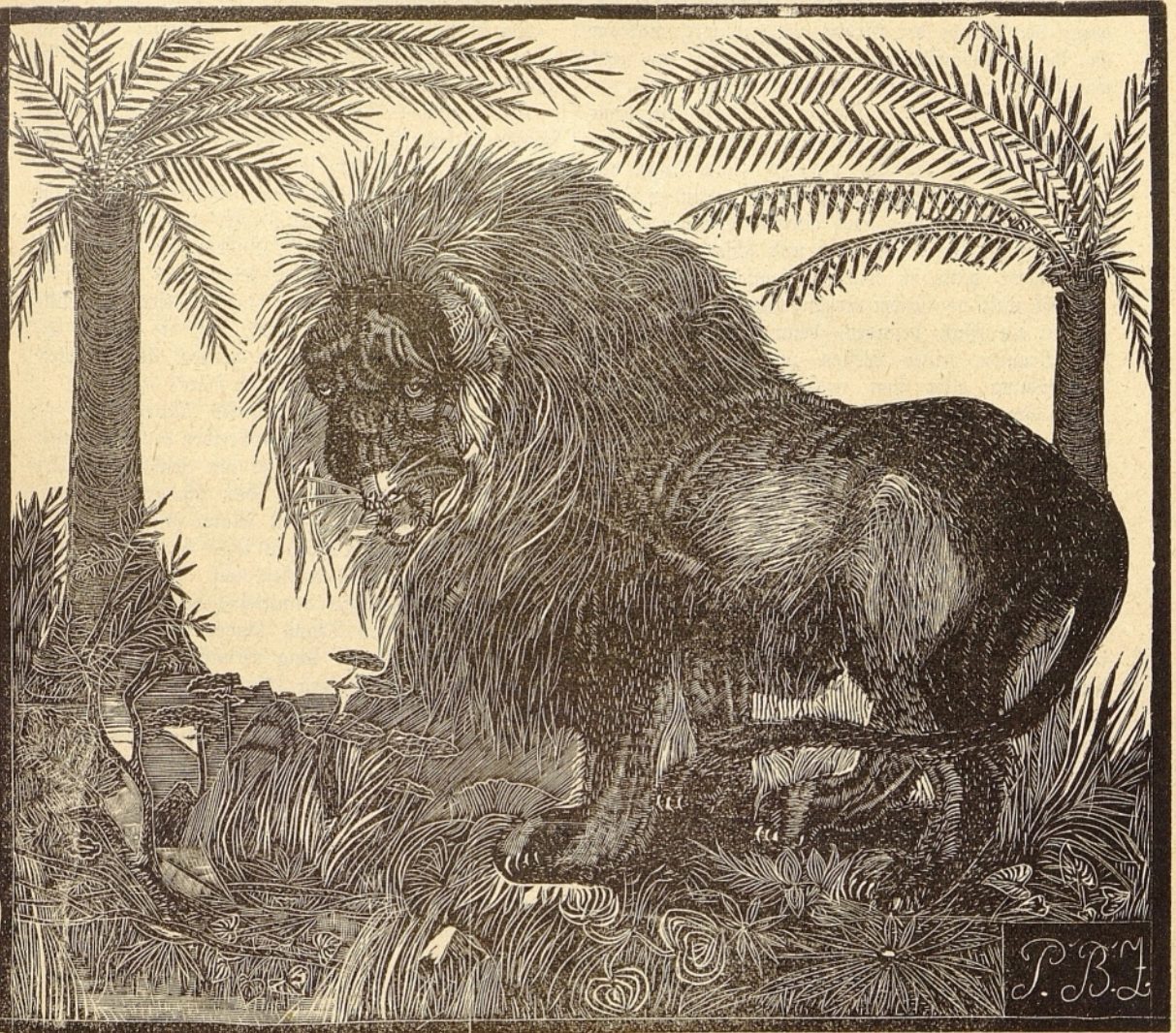
„Man sagt ja allgemein,“ wagte der Häuptling noch hinzuzufügen, „daß die Weißen nur Hunde seien und nach ihrem Tode alle von unserem Propheten in die Hölle geworfen würden, wo sie . . .“ —

„Halt!“ donnerte ihn William an und versetzte ihm dabei mit der Faust einen so wichtigen Hieb auf das Lästermaul, daß ihm Hören, Sehen und Atemholen verging und er wie tot zurückbaumelte. Die Verwirrung und der Lärm wurden allgemein; alle liefen herum und rasten und wüteten, ohne vielleicht noch zu wissen, was vorgefallen und um was es sich eigentlich handle.

Diese Verwirrung kam für William wie gewünscht; er benützte sie, um das ihm abgenommene Gewehr, das er etwas seitwärts gegen einen Baumstamm gestellt, bemerkt hatte, wieder zu sich zu nehmen und dann lief er wie ein Verzweifelter davon. Schon mochte er einen Steinwurf weit sich entfernt haben, als man seine beabsichtigte Flucht bemerkt hatte. Alle liefen ihm nach, auch die Weiber; doch das war Williams Glück! Durch das Gedränge und Gehätschel der Weiber wurden die Männer im Laufen aufgehalten und so erlangte William einen noch bedeutenderen Vorsprung. Auf einmal gewahrte er vor sich etwas, das ihn vielleicht den Nachstellungen seiner Feinde entreißen konnte. Es war eine tiefe Grube, die mit Reisig und Gras zugedeckt war; wahrscheinlich eine Vorrichtung, um Löwen zu fangen. Er horchte schnell hinein; wie es schien, war bis jetzt noch keiner drin und wenn auch — — — könnten dessen Krallen grimmiger sein, als die jener Weiber? Er rutschte also an einer Seite hinein; machte jedoch, daß die Reiser dabei so viel als möglich wie vorher liegen blieben. Pums! dröhnte es in der Grube, als der arme „Löwe“ unten ankam, doch dabei blieb es. Die Öffnung da oben war auch nicht so groß geworden und William konnte hoffen, daß es den Verfolgern nicht auffallen werde.

Das erste, was William nun tat, war, dem lieben Gott für seine bisherige Rettung zu danken. Eine Stund verfloss nach der andern; nichts Neues und, was William noch lieber war, nichts Altes ereignete sich mehr.

Jeden Augenblick und so oft sich da oben ein Zweiglein bewegte, schaute William auf. Wie, wenn einer seiner Verfolger in seiner Haft sich verliefe und zu ihm hinabkäme? Er würde durch sein Schreien seine Kollegen herbeiziehen und zugleich auch



ihn verraten. Doch das traf nicht ein; alles war ruhig um ihn her; er hätte gerne geschlafen und ein wenig ausgeruht; doch der Hunger plagte ihn zu sehr. — „O guter Daniel,“ betete er, „der du auch einst in einer Löwengrube dich befandest und Hunger hattest wie ich jetzt; sende doch den Habakuk auch einmal zu mir! Er könnte jedoch jetzt vielleicht eine doppelte Portion bringen, denn ich habe —“

Während er noch so und auf ähnliche Weise betete, kam zwar der ersehnte Habakuk nicht, doch ein süßer Schlaf und das war ihm auch viel wert.

Als er erwachte, bemerkte er, wie einige Sonnenstrahlen durch die Reiser in seine Grube drangen. Er schöpfte neue Hoffnung. Nun muß ich sehen, wieder herauszukommen, sprach er leise vor sich hin. Bevor er sich ans Werk machte, horchte er noch eine

zeitlang recht aufmerksam, ob auch wirklich alles um ihn herum sicher sei. Es schien ihm so. Er zog also einige Reiser, die etwas tief hinabgingen, ganz herunter; dabei fielen, wie er gewollt, auch einige dicke Knittel mit herunter, die dazu gedient hatten, das ganze Gewölbe zu tragen. William stützte sich gegen die Wände der Grube und gelangte, mühsam an ihnen hinaufkletternd, glücklich oben an. Es war schon heller Tag.

Gut für ihn, daß er sich da herausgemacht, denn kurz darauf kam ein wirklicher Löwe zur Grube. Wie es schien, hatte der nicht so große Angst vor den Wilden; auch keine Lust, sich da unten zu amüsieren. Er blieb daher ganz ägerlich vor der Grube stehen, sperrte den Rachen auf und schien zu denken: „Kanailles! hätte ich euch mal zwischen diesen...“

Nicht weit von jenem verhängnisvollen Orte mußte sich ein ein Fluß befinden, denn William glaubte das Brausen seiner Wellen zu vernehmen. Mit Aufwendung aller ihm noch zu Gebote stehenden Kräfte begab er sich nach jener Richtung und richtig, er hatte sich nicht getäuscht. Schon sah er durch die Bäume etwas blinken; das mußte der Fluß sein und dort hoffte William auch etwas Nahrung zu finden.

Während er so daherschritt, erinnerte er sich, daß jener Unverschämte ihm gesagt hatte, ihre Wohnungen seien jenseits des Flusses. — Wie, wenn er aus einer Löwengrube in eine noch viel gefährlichere lief? Wenn er jetzt, nachdem er ihren Händen glücklich entronnen, ihnen nochmals in dieselben lief?

Und seine Sorgen waren nicht unbegründet. Während er, sich hinter einen Baum stellend, den

Fluß und seine Ufer ausspähte, sah er, wie ein Neger ein aus Schilfrohr fabriziertes Fahrzeug herbeitrug; zwei befanden sich schon auf dem Wasser; die übrigen waren damit beschäftigt, ihre früher in der Nähe des Flusses sorgfältig versteckten Fahrzeuge wieder herbeizuholen.

Da hieß es aufgepaßt! Das geringste Geräusch hätte ihnen seine Anwesenheit verraten und sie allarmiert.

Etwas war William jedoch in dieser ganzen Geschichte rätselhaft. — Wie war es doch möglich, daß die Wilden ihn so schnell vergessen hatten, daß sie nicht länger und nicht sorgfältiger nach dem Entflohenen gesucht hatten? Er konnte doch auf keinen Fall weit weg sein! Zudem: sie waren doch viel besser in jenen Wäldern bekannt als ein Weißer und kannten jeden Schlupfwinkel desselben. Wie konnte man sich daher erklären, daß sie jetzt so geordnet ihre Rückreise antraten, gerade, als ob alles nach ihrem Wunsche ausgefallen wäre?

Bald sollte sich ihm auch dieses Rätsel lösen. — Nachdem er längere Zeit dem Treiben der Schwarzen zugeschaut hatte, gewahrte er am jenseitigen Ufer noch einen andern Trupp der schwarzen Sippe. Dieser mochte wohl 10—12 Mann zählen. Waren diese bereits vom diesseitigen Ufer hinübergefahren? Oder warteten die da drüben auf diese? William vermochte es nicht zu ermitteln, doch erkannte er, nachdem er sich den Trupp länger angeschaut hatte, in ihrer Mitte den so lang vermißten und so vergebens gesuchten Vater Byron, wie er, an Händen und Füßen gebunden, von ihnen gemartert wurde! (Fortsetzung folgt.)



Der hl. Johann Baptist de la Salle.

Die Jugendzeit des Heiligen.

Der hl. Johann Baptist de la Salle, geboren am 30. April 1651 zu Reims, jener altherwürdigen Stadt der Champagne, in welcher der hl. Remigius im Jahre 496 den Frankenkönig Chlodwig getauft hatte, stammte aus einer altadeligen, sehr frommen Familie. Sein Vater war Ludwig de la Salle, königl. Rat beim Oberlandesgerichte zu Reims, und seine Mutter Nicola Moët de Brouillet. Er war der älteste unter sieben Geschwistern, welche sich

größtenteils dem Dienste Gottes im Ordens- und Priesterstande weiheten. Ein de la Salle war noch im Jahre 1888 bei der Seligsprechungsfeier unseres Heiligen in Rom anwesend.

Die wahrhaft christlichen Eltern de la Salles unterließen nichts, ihren Sohn zur Frömmigkeit und Tugend heranzubilden. Der junge Johann Baptist entsprach in vollkommenster Weise ihren Erwartungen. Kaum hatte er das Alter der Vernunft erreicht, als es schon seine größte Freude war, dem öffentlichen

Gottesdienste beizuwohnen und in der freien Zeit Kapellchen und Altärchen zu errichten, um die kirchlichen Zeremonien nachzuahmen. Er bestürmte seine Eltern um die Erlaubnis, in der Pfarrkirche ministriren zu dürfen und entledigte sich dieses Amtes mit einer Andacht und Würde, daß sich jebermann erbaute. Oft verließ er die Spiele seiner Jugendfreunde, um in die Kirche zu eilen und vor dem Altare der Gottesmutter zu beten. Eine besondere Freude machte es dem jungen Johannes, wenn ihm seine fromme Mutter aus dem Leben der Heiligen vorlas. Heimlich entzog er sich oft Familienfesten und bat eine fromme Person, ihm den gleichen Dienst des Vorlesens zu erweisen.

Als de la Salle 9 Jahre alt war, trat er in das mit der Universität verbundene Gymnasium seiner Vaterstadt. Hier war er durch seinen Fleiß, seine Anlagen und durch sein liebenswürdiges, sanftes und gesetztes Wesen bald ein Vorbild für seine Mitschüler, die ihn wegen seiner Sittsamkeit und Heiterkeit lieb-gewannen. Das gute Kind verlor durch das eifrige Studium nichts von seiner Frömmigkeit. Die Zeugnisse seiner Studienjahre sind noch aufgehoben und weisen durchaus die besten Noten auf.

Die Eltern gaben sich der freudigen Hoffnung hin, daß ihr Sohn einst eine glänzende Stellung einnehmen und die Ehre seiner Familie sein werde. Aber der junge Johannes war zu etwas Höherem berufen und bat daher seine Eltern, ihm in der Wahl seines Berufes kein Hindernis entgegenzusetzen zu wollen. Diese brachten auch mit Freuden das Opfer, das Gott von ihnen verlangte. Nach damaligem Gebrauche empfing Johannes schon mit 12 Jahren das geistliche Kleid. Von dieser Zeit an nahm sein Eifer in allen Tugenden immer mehr zu.

Vorbereitung des Heiligen für seinen späteren Beruf.

In derselben Zeit lebte in Reims ein durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Domherr namens Roland, der zur Erziehung der weiblichen Jugend die Genossenschaft der Schwestern vom Kinde Jesus gegründet hatte. Diesen vortrefflichen Priester hatte sich de la Salle, der bereits auch mit der Würde eines Kanonikus des dortigen Metropolitankapitels bekleidet war, zu seinem Seelenführer erwählt. Roland erkannte in unserem Heiligen den geeigneten Mann, nach seinem Ableben die Leitung genannter Genossenschaft zu übernehmen. De la Salle tat dies auch und erwirkte den Schwestern die gesetzliche Anerkennung. Doch war dies nicht das Werk, zu welchem ihn Gott erwählt hatte, es sollte ihn nur zu seinem eigentlichen Berufe vorbereiten.

Ein frommer Laie namens Niel befaßte sich um

diese Zeit recht angelegentlich mit der Erziehung von Knaben, für welche er Schulen gründete. Eine gottselige reiche Dame ersuchte ihn, auch in Reims eine Schule zu errichten. De la Salle nahm Niel in seine Wohnung auf und bot ihm seine Hilfe an. Da Herr Niel viel auf Reisen war und die von ihm gegründeten Schulen nicht ordentlich geleitet wurden, so übernahm de la Salle dieses Amt. Er mietete im Jahre 1680 ein Haus, nahm die jungen Lehrer in dasselbe auf, entwarf für sie eine Lebensregel und sorgte für ihren Lebensunterhalt, sowie auch für ihre geistlichen Fortschritte. Er unterrichtete sie nicht nur in den Pflichten ihres Berufes, sondern hielt selbst Schule und war so für seine Genossen ein Vorbild jeder Tugend und das Muster eines vollkommenen Lehrers. Unter dieser Beschäftigung reifte in de la Salle der Plan, seine Genossenschaft zu einem religiösen Institute auszubilden. Am 24. Juni 1681 nahm er die Lehrer für immer in seine Wohnung auf.

Da de la Salle nicht gleichzeitig die Pflichten eines Kanonikus und die Leitung der Schulen erfüllen konnte, so verzichtete er nach reiflicher Überlegung und eifrigen Gebeten um Erkenntnis des göttlichen Willens auf sein Kanonikat mit der reichen Pfründe, obgleich ihn das Kapitel nur ungern scheiden sah und der Bischof ihm die nötige Erlaubnis nur schwer erteilte. Diesem ersten heroischen Akte folgte bald ein zweiter.

Da de la Salle seine Kongregation auf dem soliden Fundamente der religiösen Armut errichten wollte, so verteilte er bei der großen Hungersnot des Jahres 1681 sein beträchtliches väterliches Vermögen unter die Armen und war dann selbst genötigt, um Almosen zu bitten.

Um der jungen Genossenschaft einen dauernden Bestand zu sichern, versammelte der heilige Stifter am Feste Christi Himmelfahrt 1684 die zwölf besten Lehrer, hielt mit ihnen zehntägige geistliche Übungen, legte mit denselben dann die Gelübde des Gehorsams und der Beharrlichkeit auf drei Jahre ab und gab der Gesellschaft den Namen „Brüder der christlichen Schulen.“ Zur Heranbildung von neuen Mitgliedern gründete der Heilige ein Vorbereitungs-Noviziat und für weltliche Lehrer eine Lehrerbildungsanstalt, die erste dieser Art.

Im Jahre 1688 zog Johann Baptist de la Salle mit einigen Brüdern nach Paris, wo er auf Wunsch des Pfarrers von St. Sulpice eine Schule eröffnete. Bei Gründung einer weiteren Schule brach vonseiten der weltlichen Schüler, die sich in ihrer Existenz bedroht glaubten, eine große Verfolgung gegen de la Salle aus. Man plünderte die Häuser der Brüder

und machte dem Heiligen den Prozeß, dessen Entscheidung, da sie zu seinen Gunsten ausfiel, noch weitere Ausschreitungen verursachte. Der Heilige, der nur die Ehre Gottes und das Heil der Seelen suchte, ließ sich durch die mannigfachen Leiden, Widersprüche, Verfolgungen, Bedrängnisse, Verachtungen u. dgl. nicht entmutigen, sondern pflegte nur ganz ruhig zu sagen: „Gott sei gebenedeit!“

Feste Gründung der neuen Ordensgenossenschaft.

Im Jahre 1692 gründete de la Salle zu Baugirard bei Paris ein Noviziat, worin die äußerste Armut und die größte Strenge, wie in La Trappe, herrschte. Bußgürtel und Cilicien wurden nicht abgelegt; Feuer gab es im ganzen Hause nicht. Einige alte Bänke bildeten fast die ganze Einrichtung. Die kurze Nachtruhe nahm man auf harten Strohsäcken, die Mahlzeit bestand aus dem in den benachbarten Klöstern Zusammengebettelten; öffentlich klagte man sich über die begangenen Fehler an und verrichtete dafür die strengsten Bußwerke; es herrschte ein Eifer wie in den alten ägyptischen Klöstern. Im Jahre 1694 legten daselbst nach mehrtägigen geistlichen Exerzitien die ersten zwölf Brüder die ewigen Gelübde ab.

In dieser Zeit schrieb der Heilige unter Tränen, Nachwachen und blutigen Geißelungen die Ordensregel, welche er von den Obren dreier verschiedener Orden prüfen ließ und dann bei den Exerzitien seiner Genossenschaft vorlegte, die mit Dank und Freude ihre Zustimmung erteilte. Das Institut und dessen Regeln wurden 1725 vom Papste Benedikt XIII. durch die Bulle *In Apostolicae dignitatis* bestätigt und durch Patent Ludwigs XV. gesetzlich anerkannt, nachdem dieselbe schon früher von mehreren Bischöfen Frankreichs geprüft und genehmigt worden waren.

Der Ruf des Dieners Gottes und seiner segensreich wirkenden Gesellschaft breitete sich immer mehr aus und es ergingen von allen Seiten Bitten an ihn zur Gründung neuer Schulen. Der Heilige ging vorsichtig zu Werke; er sah mehr auf die Beschaffenheit als auf die Zahl der Brüder. Jährlich versammelte er diese in den Ferien im Noviziats-hause zu Baugirard und hielt ihnen die geistlichen Exerzitien.

König Jakob II. aus England übergab dem Heiligen auf Vorschlag des Kardinals Noailles viele vornehme Jünglinge aus Irland, deren Familien aus der Heimat verwiesen worden waren, zur Erziehung. Dies bildete die Veranlassung zur Gründung von Pensionaten. Auch Besserungsanstalten für verwaahrloste Jünglinge, sowie Sonntags-, Gewerbe- und Realschulen gründete der Diener Gottes. Nach Rom

sandte er auch Brüder, um das Institut mit dem hl. Stuhle enge zu verbinden.

Die letzten Tage des Heiligen. Sein seliger Tod.

Das Leben des Heiligen war eine ununterbrochene Kette von Leiden aller Art. Sein sehnlichster Wunsch ging dahin, die Leitung der Gesellschaft einem tüchtigen Nachfolger zu übertragen, sich selbst diesem ganz zu unterwerfen und sich so auf sein Ende vorzubereiten. Auf dem zu diesem Zwecke zusammenberufenen Generalkapitel wurde auf seine dringenden Bitten der Bruder Bartholomäus zum Generalobern gewählt. Der Heilige zog sich ins Kloster des hl. Jonas in Rouen zurück, führte daselbst ein Leben des Gebetes, des Gehorsams und der strengsten Abtötung. Seine Kräfte waren erschöpft. Im Anfange des Jahres 1719 war sein Zustand bedenklich. Am Feste des hl. Josef, den er besonders verehrte und unter dessen Schutz er seine Genossenschaft gestellt hatte, erlangte er die Kraft, aufzustehen, um nochmals die hl. Messe zu lesen. Es war das letztemal. Am Mittwoch in der Charwoche nahm seine Schwäche zu. Er bat um die hl. Sterbsakramente. Bekleidet mit Rochet und Stola empfing er knieend auf dem Fußboden, umgeben von seinen trauernden geistlichen Söhnen, die hl. Kommunion und ließ sich dann wieder ins Bett legen. Am Gründonnerstag erteilte man ihm die letzte Ölung. Die Brüder versammelten sich um sein Sterbelager; er erteilte ihnen auf ihre flehentliche Bitte seinen Segen, sowie eine letzte Ermahnung. Gegen Mitternacht begann der Todeskampf. Um 2 Uhr kehrte das Bewußtsein wieder. Der Heilige verrichtete das Gebet, womit er seit seiner Kindheit das Abendgebet zu beschließen pflegte: „O Mutter der Barmherzigkeit, durch welche Gott uns Gnad' verleiht, mach' uns von unsern Feinden frei und steh' im Todeskampf uns bei!“

Seine letzten Worte waren: „Ich bete in allem den Willen Gottes an, was er auch über mich verhängen mag.“ Gegen 4 Uhr machte er eine Bewegung, als wollte er jemanden entgegengehen; dann faltete er die Hände, erhob seine Augen zum Himmel und verschied sanft und selig im Herrn im Alter von 68 Jahren; es war der hl. Charfreitag, der 7. April 1719.

Als sich die Kunde vom Tode des hl. Stifters verbreitete, vernahm man überall nur die Worte: „Der Heilige ist tot!“ Alles eilte herbei, ihn nochmals zu sehen. Sein Aussehen war noch ebenso freundlich wie bei seinen Lebzeiten. Sein Kreuzifix, sein Rosenkranz, seine „Nachfolge Christi“, sein Neues Testament und sein Brevier wurden von den andächtigen Gläubigen als Reliquien in Anspruch

genommen; ebenso erging es seinen Kleidern. Der Leichnam des Heiligen wurde, mit den priesterlichen Gewändern bekleidet, in einer Seitenkapelle der Pfarrkirche St. Sever beigesetzt und im Jahre 1734 in die eigene Kirche der Brüder des Klosters St. Jon übertragen.



Johann Baptist de la Salle

Der Diener Gottes, der schon zeitlebens durch auffallende Wunder von Gott verherrlicht wurde, wirkte solche nach seinem Hinscheiden in solcher Zahl, daß sie allein ein besonderes Buch ausfüllen.

* * *

Selig- und Heiligsprechung.

Im Jahre 1840 wurde der Diener Gottes vom Papste Gregor XVI. ehrwürdig erklärt.

Pius IX. verkündete am Allerheiligentage 1873 feierlich, daß der ehrw. Johann Baptist de la Salle

die theologischen und Kardinaltugenden in heroischem Grade geübt habe und man zur Prüfung der Wunder schreiten könne. Nachdem dies geschehen war, erfolgte am 19. Februar 1888 vom heiligen Vater Leo XIII. die feierliche Seligsprechung. Das Fest des Seligen mit einer eigenen Messe wurde auf den 4. Mai gesetzt. Die besonderen Gebetserhörungen auf die Anrufung des Dieners Gottes mehrten sich nach dessen Seligsprechung so sehr, daß schon innerhalb 12 Jahren zur Heiligsprechung geschritten werden konnte. Im Dekrete über die Wunder des Seligen konnte der glorreich regierende heil. Vater Leo XIII., dieses Licht vom Himmel, den Ausspruch fällen: „Wenn auch die Frage, ob dieser Mann im Besitze der himmlischen Herrlichkeit sei, schon längst entschieden werden konnte, da seine Heiligkeit durch

Wunder bestätigt ist, so scheint es doch im Ratsschlusse der göttlichen Weisheit zu sein, den Seligen unserer Zeit als Führer und Vorbild hinstellen zu wollen, in welcher viele vergessen haben, daß die Furcht des Herrn der Anfang der Weisheit ist, da Gott entweder ganz aus dem Erziehungssystem entfernt wurde, oder doch die Jugend nach Grundsätzen erzogen wird, die nicht der Geist Christi, sondern die menschliche Weisheit eingibt, sodaß das Wort des hl. Augustin wahr bleibt: „Wo nicht Gottesliebe, herrschen der Sinnlichkeit Triebe.“ Daraus ergibt sich von selbst, daß es nicht bloß zeitgemäß, sondern sehr nützlich ist, gerade jetzt diesen Mann unter die Heiligen einzureihen, der so sehr das Bild des göttlichen Lehrmeisters an sich trägt, welcher gesagt hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“



Zum hhl. Herzen Jesu.

Von P. Bernard Zorn, Sohn des hhl. Herzens Jesu.

D komm', ich zeig' dir einen Ort,
Den schönsten, denn ich kenn' auf Erden;
Dort wird es dir so heimlich werden,
Daß nimmer du fast möchtest fort!

Zur Kirche komm', zu dem Altar,
Die heil'ge Hostie ich dir zeige;
D komm' mit mir, schau hin und — schweige:
Er spricht zu dir so mild und klar!

Ja, schau zu dieser Sonn' empor,
Ein Herz kannst du darin erblicken,
Das ist so schön, daß voll Entzücken
Es stets umflort der Engel Chor.

Der Feind, er flieht, wenn er gewahrt
Die vier geheimnisvollen Zeichen
Auf Jesu Herz, muß zitternd weichen
Wohl jedem, der sie treu bewahrt.

Dem ersten beug'n sich aller Knie'n,
Ihm „Heilig, heilig, heilig!“ singen
Die Cherubin; ihm ewig klingen
Der Seraphinen Harmonie'n.

Es ist das Kreuz; wo es erstrahlt,
Erstrahlet Licht und Glück und Wonne;
Dort strahlt's, wie wenn die Maiensonne
Im Perlethau sich zaubernd malt.

Dann kommt der Liebe schönstes Bild,
Die Flammen, die dies Herz umgeben;
Der Lieb', aus welchem ew'ges Leben
Der tobbedrohten Menschheit quillt.

D hochverehrte Dornenkron',
Die uns're Sünden dir gewunden;
D welchen Schmerz hast du empfunden
D hochgelobter Gottessohn!

Ganz eng um dieses Herz sich schlingt,
Dies rauhe, spitze Dorngeflechte;
Es zeigt, welch' Opfer der „Gerechte“
Und welches Weh die Sünde bringt.

D Sohn des Herzens Jesu eil'
Herbei zur ro'sgen Herzenswunde,
Sie ist der Rettung frohe Kunde,
Ist aller Menschen Glück und Heil!



Das hhl. Herz Jesu in den christlichen Familien.

Die Kirche hat dem hl. Herzen des Gottessohnes und der Andacht zu demselben den Monat Juni geweiht. Alljährlich feiert sie das Fest dieses hl. Herzens am Freitag nach der Oktav des Frohnleichnamfestes. Diese so schöne und herrliche Andacht zum hl. Herzen Jesu hat seit der Zeit, da der göttliche Heiland sie der seligen Margaretha Alacoque

offenbarte, im Sturme die ganze Welt erobert, sodas die Bruderschaft des hl. Herzens in Verbindung mit dem Gebetsapostolate den großartigsten Verein der ganzen Welt bildet. O wie liebenswürdig ist diese Andacht! Ist aber die Herz Jesu-Andacht höchst segensreich für alle Menschen unserer Zeit, so ist sie besonders wirksam für die christliche Familie. Der liebe Heiland hat ja jenen, welche Sein göttliches Herz verehren, ausdrücklich verheißen: Ich werde den Frieden

ihren Familien geben. Jener Friede, welcher in Liebe zu Gott und der wahren christlichen Nächstenliebe besteht. Welch hohes Gut ist er und wer bedürfte desselben mehr als die Familie! In der

Verehrung des heiligsten Herzens Jesu findet die Familie diesen Frieden; das Herz Jesu ist ja ein Herz der Liebe und Liebe lehrt und gibt es allen, die es anbeten und verehren. Weiter verheißt dieses göttliche Herz Jesu Seinen Verehrern: „Ich werde ihnen alle Gnaden reichlich geben, welche ihrem Stande notwendig sind.“ Schwer und verantwortungsvoll ist der Beruf eines christlichen Hausvaters, einer christlichen Hausmutter und auch der übrigen Hausgenossen; wer dieses Joch mit Leichtigkeit tragen und seine Standespflichten getreu erfüllen will, der sei ein eifriger Verehrer des göttlichen Herzens!

Wiederum spricht dies Herz über die Seelen, die es lieben: „Ich werde sie in allen ihren

Mühsalen trösten!“ O wie kammerschwer ist oft ein Vater, ein Mutterherz, wie oft müssen selbst Kinder im zarten Alter schon den Fluch der Sünde, Leid und Krankheit und Trübsal verkosten! Eltern und Kinder, sucht in Leid und Tränen Trost beim Herzen Jesu!

„Ich werde all ihre Unternehmungen mit reichlichem Segen begleiten,“ verheißt ferner das göttliche Herz. Der Ernährer der Familie, der Vater, muß oft, während die Mutter zuhause sich der Kleinen annimmt, im Schweiß des Angesichts sorgen um das tägliche Brot für sich und die Seinigen und trotzdem will es nicht vorwärts gehen. O wenn das heiligste Herz Jesu in den Familien recht geliebt und verehrt würde, wie würden da die verschiedenen Sorgen zu einem guten Ende führen!

Anderer Verheißungen, welche der göttliche Heiland der seligen Margaretha Alacoque für die Verehrer Seines Herzens geoffenbart hat, lauten: „Die lauen Seelen werden eifriger werden.“ „Die Sünder werden in

meinem Herzen die Quelle der Barmherzigkeit finden.“ Wie mancher ungeratene Sohn, wie manche leichtfertige Tochter ist lau geworden; sie gehen die Wege der Sünde, sie sind der schwere Kummer der Eltern geworden. — O ihr Eltern, bestürmt doch das göttliche Herz des guten Hirten mit der Bitte, daß er das verirrte Schäflein wieder zurückführe in die Vaterarme, ans fromme Mutterherz!

Ich brauche nun die übrigen Verheißungen nicht mehr anzuführen, ihr werdet aus den bisherigen bereits deutlich gesehen haben, was die Herz Jesu-Andacht für die christliche Familie bedeutet. Sie bringt Segen, reichen Segen in zeitlicher und ewiger Beziehung, sie vereinigt die entzweiten Familien,



bringt den Geist des Friedens und der Liebe, stärkt die Eifrigen, rüttelt die Launen auf und ist für Gatte und Gattin, für Eltern und Kinder und Dienstboten ein Unterpfand irdischer und himmlischer Glückseligkeit!

Möge also in diesem Monat Juni die Liebe zu

diesem heiligsten und süßesten Herzen in jedes Haus und jede Hütte einkehren; mögen durch die Andacht zu diesem Herzen recht viele laue Familien wiederum wahrhaft christliche katholische Familien werden!

Gelobt, gebenedeit soll sein zu jeder Zeit
Das heiligste Herz Jesu in alle Ewigkeit!

Verschiedenes.

Das Fest des hl. Angelus in unserem Missionshause. Der 5. Mai, an welchem die Kirche das Fest des für die Verteidigung des Glaubens gestorbenen Priesters und Märtyrers, hl. Angelus, aus dem Karmeliterorden begehrt, ist für alle Häuser unserer Kongregation ein Festtag als Namens- tag unseres Hochwürdigen Generaloberen P. Angelus Colombaroli. Vom ersten Generalassistenten bis herab zum jüngsten Laienbruder begehen alle diesen Tag mit festlicher Freude.

Die Kapelle unseres Missionshauses trug ihr Festtagskleid. Bei der Kommunitätsmesse am Herz Jesu-Altare, welche ebenso wie die zu gleicher Zeit am geschmückten Maialtare stattfindende hl. Messe für den hochw. Pater Generaloberen gelesen wurde, empfingen alle Professoren, Novizen und Zöglinge die hl. Kommunion und opferten dieselbe für ihn auf. Daran schloß sich nachher ein feierliches Levitenamt, an dessen Schluß von der ganzen Kommunität das ewig schöne „Großer Gott, wir loben dich“ gesungen wurde. Gewiß wird der gute Gott die innigen Gebete aller, vom ersten Priester bis zum jüngsten Zögling, wohlgefällig aufgenommen und die Fülle seines Segens über unsern hochwürdigen Pater Generaloberen ausgegossen haben.

Im Speisesaale, wo zwischen Blumen und Fahnen das Bild des Generaloberen angebracht war, wurde in gebundener und ungebundener Rede der allgemeinen Liebe und Verehrung für unseren P. Generaloberen Ausdruck verliehen. In verschiedenen Sprachen wurde

Poesie und Prosa vorgetragen und die ausgesprochenen Gefühle waren die ganz ungezwungene Äußerung des Vertrauens und der begeisterten Anhänglichkeit an unseren Generaloberen.

Möge Gott der Herr die frommen Gebete und die vorgetragenen Wünsche erhören und zur Freude und zum Heile unserer ganzen Kongregation und der ihr anvertrauten Mission noch lange, oder, wie einer der ausgesprochenen Wünsche sagte, noch wenigstens fünf Dezennien, in geistiger und körperlicher Frische und Rüstigkeit unseren hochwürdigen Generaloberen P. Angelus Colombaroli erhalten.

* * *

Kleine Afrika-Bibliothek. Illustrierte, kathol. Monatschrift. Herausgegeben von der St. Petrus Claver-Sodalität. Preis jährlich mit Post oder Zustellung 1 Krone. Probenummern gratis.

Inhaltsverzeichnis der fünften (Mai-) Nummer: Offener Brief an Herrn Alexander Halka in Rom. — Ein schwarzes Marienkind oder Deo gratias. (Geschildert von einer Schwester aus dem Kloster der Heimsuchung zu Rom.) — Der Teufel fürchtet die Stola. — Diamant-Rätsel.

Illustrationen: Eine Missionskirche in Afrika. — Nilbrücke, von Kairo aus gesehen.

Bestelladresse: Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12.

Gebetserhörungen und Empfehlungen.

* Aus St. Pölten. Bitte Sie recht freundlich, in einer Nummer zu veröffentlichen, daß mir die Gnade, um welche ich Ihnen vor einigen Wochen geschrieben habe, vom hhl. Herzen Jesu und Mariä wirklich zuteil geworden ist. Ich habe nämlich einen guten Dienstplatz erhalten (im Kaiser Franz Josef-Krankenhaus zu St. Pölten). — Also nochmals dem hhl. Herzen Jesu und Mariä und Ihnen meinen besten Dank!
Theresia Punz.

* Oberfranken (Bayern). Teile Ihnen hiermit mit, daß ich die im Monate Februar angegebene Gnade vom hl. Herzen Jesu bereits empfangen habe; etwas fehlt mir aber noch! Wenn Sie so freundlich wären, meiner und meines Anliegens auch ferner noch gedenken zu wollen. Ich vertraue fest, vom hhl. Herzen Jesu und seiner unbesleckten Mutter auch jene und noch viele andere Gnaden zu erlangen!

N. N.

* Oberinntal. Schw. G. dankt dem hhl. Herzen Jesu und dem hl. Josef für Hilfe in einem sehr gefährlichen Kopfleiden.

* Aus Bezau. Dank dem hhl. Herzen Jesu, dem hl. Josef und dem hl. Antonius bin ich erhört worden in einem schweren Anliegen! Bitte, diese Gebetserhörung auch im „Stern der Neger“ veröffentlichen zu wollen.

* Aus Tirol. Tausend Dank dem hhl. Herzen Jesu und der unbesleckten Jungfrau Maria bin ich bald erhört worden in verschiedenen wichtigen Angelegenheiten! Will daher auch nicht unterlassen, Ihnen die versprochenen Zeilen zuzusenden und Sie zu bevollmächtigen, selbe zur Ehre meiner himmlischen Wohltäter zu veröffentlichen.

* * *

Es ist wirklich ergreifend zu lesen, mit welchem unerschütterlichem Vertrauen so manche gute Seele in ihren so mannigfachen und schweren Anliegen sich durch uns an das hhl. Herz Jesu und Mariens wendet. — Ein rührendes Beispiel ist unter so vielen auch folgendes:

* Aus Tirol. Eine schwache Frau schreibt eine innigste Bitte an Sie, für uns beim Herz Jesu doch anzuempfehlen und zu beten, nach dem göttlichen Willen zu beten für uns. Ich leide schon jahrelang,

erkränkele. Wenn es dem Herrn nicht der Wille ist, gesund zu werden, bitte um Gnade für mich! Den Frieden, Gnade und Stärke!

Besonders aber bitte ich noch um mehr Gebet zum hhl. Herzen Jesu und zur lieben Frau vom hhl. Herzen, meine auch schon lange kranke Schwester, für deren Gesundheit und für ihren Mann.

Auch noch für große Sünder um die Bekehrung und um das, was für sie am besten ist, den Himmel zu verdienen.

Ach, ich kann vor Kummer und Kreuz fast nicht mehr leben und bin bang, mir wird einmal das Herz zerbrechen!

Jetzt habe ich Ihnen meine schweren Kreuze und Angelegenheiten kurz geschildert; aber noch lange nicht alle, bin bang, es würde zu lang werden!

Beten Sie doch, bitte, beten Sie doch für dieses Alles, wie es für unser Seelenheil am besten ist. Ich kann vor Schwäche im Kopf nicht schreiben.

Macht Ihr geliebten Söhne doch selbst die Aufopferung und die rechte Meinung zu unserem Besten.

Nochmals bitte ich um Gebet für eine fromme Person — und für einen recht großen Sünder (fürchtet auch den Himmel zu verlieren)!

Bitte Sie doch nochmals im hhl. Herzen Jesu und Mariens, daß Sie uns nicht vergessen, und anhaltend beten für diese Angelegenheiten.

Gelobt sei Jesus Christus!

Bitte doch, bitte um Hilfe! Und wenn Sie gebetet, herzliches „Vergelt's Gott!“ viel tausendmal.
N. N.

* Aus Kesseling. In einem besonderen Anliegen bittet N. N. zum hhl. Herzen Jesu und zur unbesleckten Jungfrau beten zu wollen. Nur sie können helfen. Sollte es jedoch ihr heiligster Wille sein, daß ich auch fernerhin mein Kreuz trage — sei es so! In diesem Falle erbittet mir die Gnade der Geduld.

* Aus Brück a. d. Ahr. In einem besonderen Anliegen empfiehlt sich dem hhl. Herzen Jesu Gretchen Nieder.

* Krefeld. Bitte auch meiner gedenken zu wollen beim hhl. Herzen Jesu und der allerheiligsten Jungfrau. Habe mehrere Anliegen. Werde Ihnen und meinen himmlischen Wohltätern ewig dafür dankbar sein.
Rektor N. N.

* Aus K ö l n. N. N. ist von einer gefährlichen Krankheit befallen. Doch, wäre dies alles! Seine Seele ist auch krank — sehr krank — bitte! Ich hoffe zuversichtlich, daß das göttliche Herz Jesu zur rechten Zeit noch helfen wird!

* Aus B o n n. Gräfin N. N. empfiehlt sich der unbefleckten Gottesmutter Maria in einem sehr großen Anliegen.

(Da sie auch schon ohnehin eine Wohltäterin unseres Missionshauses ist, empfehlen auch wir noch doppelt, ihrer im Gebete gedenken zu wollen!)

* K r e s e l d. Das hhl. Herz Jesu ist die Quelle aller Gnaden! Maria, seine unbefleckte Mutter, ist die Auspenderin derselben! Bitte daher, ihr unsere so mannigfaltigen und großen Anliegen vortragen zu wollen; sie wird uns ganz sicher helfen!

Die Schwestern des St. Josef-Hauses.

* B o r a r l b e r g. Möchte Sie hierdurch bitten, für mich am Muttergottes- und Herz Jesu-Altar zu beten in einem besonderen Anliegen.

Ich möchte zu Ehren der Mutter Gottes Spitzen an ein Altartuch häkeln, wenn es erwünscht wäre; nur müßten Sie mir berichten, wie lang sie sein sollen und ob Sie eine Inschrift darauf wollen.

Ungeannt.

* T i o l. Bitte beim hhl. Herzen Jesu und Mariens meines kranken Brnders gedenken zu wollen.
N. N.

B o r a r l b e r g. Meine Familie bittet Euer Hochwürden recht dringend um fleißiges Gebet in sehr wichtigen Familien-Angelegenheiten.
N. N.

* B a y e r n. Ein paar Eheleute, welche beständig in Zwietracht und Zanf leben und sich verwünschen, empfehle ich dem hhl. Herzen Jesu und Mariens, damit sie wieder in Frieden leben.

Um Frieden bitte ich auch in unserem Dorfe, daß die Leute wieder miteinander gut auskommen, weil viele schon jahrelang in Feindschaft leben und sich nicht ausöhnen wollen.

Mögen Sie diese Anliegen dem hhl. Herzen Jesu und der unbefleckten Empfängnis Maria vortragen, Sie würden gewiß erhört werden. Bitte also nochmals, bitte!
N. N.

* Aus B ö h m e n. Bitte recht innig, meine Kinder dem hhl. Herzen Jesu anzuempfehlen, damit sie doch recht brav bleiben und die Gebote Gottes treu erfüllen!
N. N.

* K ö l n. Bitte, Ihr frommes Gebet beim göttlichen Herzen Jesu und seiner unbefleckten Mutter für uns einlegen zu wollen! Unsere innigstgeliebte Mutter ist schon lange schwer krank — wir vermessen sie schmerzlich! Der liebe Gott und unsere gute Mutter Maria möge ihr und uns allen doch geben, was uns am besten und zu seiner Ehre am ersprißlichsten ist.

Die ehrw. Schwestern des Klosters St. Maria.

* Aus L a n d e c k. Wie ich sehe, sind die Gebets-Empfehlungen an dem Herz-Jesu-Altar nicht vergebens! Hätte auch mehrere Anliegen; — wenn Sie die Güte haben wollten, selbe ebendasselbst und mit ebendemselben Vertrauen dort anempfehlen zu wollen, würde ich mich gewiß dankbar erzeigen! — Bitte jedoch einstweilen mein Anliegen und auch meinen Namen noch nicht veröffentlichen zu wollen!

* Aus T i o l. Leide so sehr an Schwerkmut! Weiß nicht mehr was ich anfangen soll! Bitte doch recht inständig, mein Anliegen einmal dem hhl. Herzen Jesu anempfehlen zu wollen.

Ungeannt.

* * *

Zur gefl. Beachtung!

Teilen hiermit unsern verehrten Abonnenten mit, daß wir fortan immer in der obigen Weise verfahren werden, da dieses für Sie einen doppelten Nutzen hat:

1. Werden Sie so vergewissert, daß Ihr Schreiben zc. auch richtig angekommen ist,
2. Und das wird Ihnen ganz besonders angenehm sein — erhalten Sie nicht nur unser, sondern auch das Gebet aller unserer Abonnenten und Leser!

Das ist viel! Denn, wenn es wahr ist, und es ist ganz sicher wahr, daß, wo zwei oder drei im Namen Jesu zusammen beten, Jesus in ihrer Mitte ist, um sie zu erhören: um wieviel mehr wird Er zugegen sein und uns erhören, wenn unser mehr als 5000 zusammen beten!

Für die eingesandten Gaben sagen wir den edlen Spendern unsern innigsten Dank und versprechen Ihnen, auch fernerhin nach Kräften Ihre Anliegen dem hhl. Herzen Jesu und der unbefleckten Gottesmutter anzuempfehlen.